Zeitschrift: Burgdorfer Jahrbuch
Herausgeber: Verein Burgdorfer Jahrbuch
Band: 21 (1954)

Artikel: Die Gespensterglocke
Autor: Kohler, K. A.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1076217

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

VORBEMERKUNG ZUR NOVELLE DIE GESPENSTERGLOCKE

Das Burgdorfer Jahrbuch 1937 brachte zur grossen Ueberraschung der Leser eine kleine Novelle, « Amor und die Hutschachtel ». Als Verfasser zeichnete Karl Branderberg. Die Schriftleitung, die das hübsche kleine opus nur unter strengster Diskretion veröffentlichen durfte, teilte im Vorwort mit, dass der Verfasser ungenannt zu bleiben wünsche und sich hinter einem Pseudonym verberge.

Begreiflicherweise hob ein grosses Rätselraten um die Persönlichkeit des Karl Branderberg an. Das Geheimnis wurde aber erst gelüftet nach dem Tode von Karl Albert Kohler, der die reizende Geschichte als Niederschlag seiner historischen Studien geschrieben hatte, und im Lebensbild des Verstorbenen im Jahrbuch 1951 durfte der Verfasser dieser Zeilen erschöpfend über Kohlers literarisches Werk Bericht erstatten.

Von den drei nachgelassenen Novellen Kohlers wurde « Francesco San Vico » 1951 vom « Burgdorfer Tagblatt » als Feuilleton abgedruckt. So verdienstlich es von der Redaktion war, ein weiteres Publikum mit Kohlers literarischem Schaffen bekannt zu machen, hat doch das Feuilleton zu ephemeren Charakter, als dass bei Kohlers Freunden nicht der Wunsch laut werden musste, die beiden noch ungedruckten Novellen in geschlossenerer Form und auf dauernde Weise zu veröffentlichen.

So freut sich die Schriftleitung, mit Bewilligung der Familie des Verstorbenen in diesem Bande « *Die Gespensterglocke* » abdrucken zu dürfen. Im Anschluss an die andernorts hier gewürdigte Jubiläums-Ausstellung und in Verbindung mit Pfarrer Lachats historischen Untersuchungen über die Burgkapellen dürfte Kohlers Novelle die Belebung einer historischen Periode unserer Burg und Stadt bringen, die unsern Lesern sicherlich willkommen sein wird.

Das Manuskript wurde von der Schriftleitung des Jahrbuches druckreif gemacht. Bei der Bearbeitung musste mit aller Behutsamkeit vorgegangen werden, und es wurde vielleicht mancher Ausdruck und manche Redewendung nicht korrigiert, um des Verfassers eigenen Stil nicht zu verflachen. Die Drucklegung erforderte allerdings einige Streichungen, die aber dem Gesamteindruck des Werkes keinen Abbruch tun. Wir hoffen, das Original-Manuskript der Stadtbibliothek zur Aufbewahrung übergeben zu können.

DIE SCHRIFTLEITUNG

DIE GESPENSTERGLOCKE

NOVELLE VON K. A. KOHLER

1880-1950

I

Man zählte den 25. Mai 1757. Eine für diese Jahreszeit ganz ungewöhnliche, fast hochsommerliche Nachmittagshitze brütete um die auf der Westseite des Schlosses von Burgdorf gelegenen Steinmassen. Sogar die Dohlen hatten ihren gewohnten Standort auf den von der Hitze flimmernden Turmdächern verlassen und vorgezogen, ihre nachmittägliche Siesta in die durch die nördliche Burgmauer beschatteten Eschen über dem Graben zu verlegen. Träge und schleppend schlug die alte Turmuhr eben die dritte Stunde, als wollte sie kundtun, wie müde sie sei und wie nötig auch sie ein bisschen Ruhe hätte. In der vom mächtigen Wehrturm und von der Schlossringmauer gebildeten Ecke des hochgelegenen Gärtchens lag im Schatten eines jungen Edelkastanienbaumes, bequem in einen Liegestuhl hingebettet, Graf Anton von Stettenbach, weiland königlich-preussischer Offizier und zuletzt Kommandeur eines brandenburgischen Füsilierregimentes. Verärgert und schimpfend hatte er sich mit Hilfe dienstbarer Geister in diesen stillen Winkel zurückgezogen. Schon seit drei Wochen arbeiteten nun die Dachdecker an einer gründlichen Ausbesserung der Turm- und Hausdächer des Schlosses, und heute morgen hatten sie das Dach über der alten Pfisterei in Angriff genommen, in deren erstem Stockwerk der Oberst zwei geräumige Zimmer bewohnte. Den widerwärtigen Lärm der auf das Pflaster des Schlosshofes hinuntergeworfenen Ziegelstücke hatte er in seiner Wohnung auf die Länge einfach nicht mehr ausgehalten.

Dem alten Herrn gefiel es übrigens in dieser lauschigen Gartenecke, die er bisher gar nicht gekannt hatte, ausnehmend gut, und er nahm sich vor, noch öfters bei schönem Wetter sich hierher zurückzuziehen. Die Sonnenwärme, welche das Gemäuer hinter ihm ausströmte, tat seinem lahmen Gichtbein wohl, und vom Lärm der Dachdecker hörte er hier überhaupt nichts mehr. Nur ab und zu drang gedämpft vom Hühnerhof unten beim Ziehbrunnen das Gegacker einer Henne an sein Ohr, oder er vernahm aus einem der geöffneten Fen-

ster über dem oberen Schlosstor einen ungeduldigen Ausruf des Hauslehrers Wagner, der in seiner Stube das älteste Söhnchen des Landvogtes in die Geheimnisse der lateinischen Grammatik einführte und sich zu ärgern schien, weil der schläfrig gewordene und den Vieruhrimbiss herbeisehnende Junge trotz allem Zureden immer und immer wieder 'ut' mit dem Indikativ statt mit dem Konjunktiv konjugierte.

In Gedanken versunken, griff Stettenbach wieder nach dem neben ihm auf einem Tischchen liegenden feingebundenen Bändchen mit dem grossen lateinischen Druck. « Petronius. Cena Trimalchionis » stand mit goldgepressten Lettern auf dem steifen Lederrücken des Büchleins, das der Oberst mit Vorliebe hervorzunehmen pflegte, um sich zu zerstreuen, wenn ihm etwas Unangenehmes über die Leber gekrochen war. Nochmals versuchte er, sich in die geistreiche und witzige Lektüre des alten Römers zu vertiefen und sein etwas bedrücktes Gemüt zu erheitern an der köstlichen Persiflierung des schlemmerhaften Lebens dieses protzigen und ungebildeten Parvenüs aus dem unbekannten kampanischen Landstädtchen. Aber schon nach einer kurzen Weile legte er das Büchlein wieder auf den Tisch. Mit dem Lesen ging es heute einfach nicht. Immer wieder kam ihm der Brief in den Sinn, den er gestern von einem alten, nun in der Suite des preussischen Königs Dienst tuenden Kameraden erhalten hatte. Vor drei Wochen, schrieb ihm der Freund, am 6. Mai, habe Friedrich unter den Kanonen von Prag die Österreicher blutig geschlagen. Gewaltige Massen seien zusammengeprallt, und die Zahl der Verwundeten und Toten auf beiden Seiten sei entsetzlich gross. Aber den schmerzlichsten Verlust hatten die Preussen durch den Fall ihres Marschalls Schwerin erlitten, über dessen Tod, wie der Briefschreiber meldete, der König untröstlich sei und sage, dieser alte Haudegen habe ihm allein zwölftausend Mann aufgewogen.

Die Nachricht vom Tode Schwerins, seines Jugendfreundes und Kameraden, hatte den Obersten schmerzlich berührt. Schon in jungen Jahren waren sie durch dick und dünn beide zueinander gestanden. Neidlos und mit herzlicher Anteilnahme hatte Stettenbach, als sich später ihre Wege trennten und sie sich nur noch gelegentlich trafen, die glänzende Karriere seines Kameraden verfolgt. Von Stufe zu Stufe, bis zum höchsten militärischen Grad, den der König verleihen konnte, war Schwerin emporgeklommen, währenddem er, Stettenbach vor bald fünfzehn Jahren ganz unerwartet den Abschied nehmen musste. Die Erinnerung an diese unrühmliche und seiner Ansicht nach unverdiente Kaltstellung weckte heute neuerdings ein bitteres Gefühl in dem alten Soldaten und stachelte den alten Groll, den er seit jenen Tagen gegen seinen obersten Kriegsherrn und König im Herzen hegte, aufs neue auf.

Den eigentlichen Grund seiner Inaktivierung hatte man in Burgdorf nie recht erfahren. Weibergeschichten sollten ihm zum Verhängnis geworden sein, hiess es. Von dem schweren Schlag bis ins Mark getroffen, hatte sich Stettenbach, der in seinem Leben so viel geliebt, aber nie an eine Heirat gedacht hatte, verbittert und grollend zu einer älteren Schwester in ein abgelegenes Gartenquartier Berlins zurückgezogen. Mit aufopfernder Liebe hatte sich diese des so plötzlich vereinsamten und sich nun gänzlich unnütz fühlenden Mannes angenommen und ihn gehegt und gepflegt, bis er sich nach und nach etwas in das ihm aufgezwungene Privatleben eingewöhnen konnte. Aber als die Schwester vor einigen Jahren an einem Schlagfluss starb, stand der Oberst unvermittelt, als letzter seines Geschlechtes, ganz allein in der Welt und wusste nun erst recht nicht mehr, was mit sich anzufangen. Er war daher recht froh, der Einladung einer in Bern wohnenden entfernten Verwandten par alliance, der Frau des Junkers Karl Stürler, Folge zu geben, das ihm verhasst gewordene Berlin zu verlassen und nach der Schweiz überzusiedeln. Und als Stürler vor drei Jahren bei der Aemterbesetzung die Vogtei über die grosse und einträgliche Grafschaft Burgdorf zufiel, da erklärte sich Stettenbach ohne weiteres bereit, mit der Familie des Landvogtes im stolzen, alten Zähringerschloss an der Emme Wohnsitz zu nehmen.

Schon in Bern hatte sich Stettenbach recht wenig in der Oeffentlichkeit gezeigt. Es war ihm bald nach seiner Ankunft voll zum Bewusstsein gekommen, dass die republikanischen Schweizer ganz anderer Art waren als er, und dass er wohl zeitlebens unter ihnen als Fremdling leben würde. Sein herrisches Wesen und sein preussischer Schneid fanden überall stumme Ablehnung. Er gab sich auch nicht die geringste Mühe, die Seele dieses schwerblütigen Volkes zu finden, dessen rauhe Sprache er nur mit grösster Mühe verstehen konnte. Die Gabe des Sicheinfühlenkönnens war ihm versagt, und je mehr ihm dies zum Bewusstsein kam, desto stärker verschanzte er sich hinter seiner steifbeinigen Zugeknöpftheit.

Auch in Burgdorf, wo der Oberst mit dem neuen Landvogt, der nun gleichzeitig das Schultheissenamt des Städtchens bekleidete, in die Familien der Honoratioren eingeführt wurde, zog man es schon bald nach den ersten Antrittsvisiten vor, dem sehr wenig umgänglichen Herrn eher aus dem Wege zu gehen. Ihre mangelnde Uebung im Hochdeutschen machte die Leute im Verkehr mit ihm zurückhaltend, und sie fürchteten, sich mit ihrer holperigen Sprache nur lächerlich zu machen vor dem zungenfertigen Preussen, der ihnen zudem in seiner kaltschnauzigen Kritisiersucht rücksichtslos alles heruntermachte, was ihnen lieb und teuer war.

Die immer lästiger werdende Gicht, die Stettenbach schon aus Bern mitge-

bracht hatte, und die ihn nun oft tagelang ans Zimmer fesselte, brachte es übrigens mit sich, dass man den Grafen nur noch ab und zu in der sonntäglichen Predigt zu sehen bekam. Die einzigen Besuche, welche er noch erhielt, waren diejenigen des Stadtphysikus Fankhauser und des Perruquiers Messmer. Mit dem originellen und eigensinnigen alten Arzt, der sich von dem Fremden nicht im geringsten imponieren liess und seinen oft etwas ungeduldigen und wehleidigen Patienten wenn nötig ganz energisch anzupacken wusste, stand der Oberst auf ziemlich gespanntem Fuss. Aber der geschwätzige Barbier und Perückenmacher, ein aus dem St. Gallischen zugewanderter Hintersässe, welcher immer die neuesten Witze und Pikanterien zu erzählen wusste, hatte es mit der Zeit verstanden, sich dem vornehmen Kunden trotz der schnoddrigen Behandlung, die ihm anfangs zuteil wurde, recht unentbehrlich zu machen.

Der Oberst schien sich übrigens mit seiner Vereinsamung gelassen abzufinden, und je stiller es um ihn wurde, desto behaglicher gab er sich den Genüssen hin, die ihm seine reiche Bibliothek verschaffte. Mehr als ein leidliches Verhältnis hatte sich auch zwischen ihm und der Familie Stürler nicht herausgebildet, und böse Zungen behaupteten, der eigelige Herr hätte wohl schon längst den Laufpass erhalten, wenn man nicht auf seine dereinstige hübsche Erbschaft zählen könnte.

Ein lautes, scharfes 'Tia - Tia' in Aufregung geratener Dohlen liess den alten Offizier unvermittelt aufblicken. Oben auf dem Dachfirst des Hauptturmes hatte sich soeben ein Storch niedergelassen, der offenbar von der Schlossglungge, dem kleinen Sumpf unten zwischen dem Schlossberg und der Emme, heraufgestiegen war. Neugierig und ab und zu erstaunt vor sich hinplappernd, äugte der Langbeiner eine Zeitlang zu den Dachdeckern auf dem Pfistereigebäude hinüber und in den Schlosshof hinunter. Dann durchstöberte er geschäftig mit seinem langen Schnabel die Innenseite eines seiner Flügel. Aber als der Schwarm der lärmenden Dohlen, die offensichtlich nicht gesonnen waren, den frechen Eindringling auf die Länge in ihrem geheiligten Revier zu dulden, immer bedrohlicher und enger seine Kreise um ihn zog, machte der grosse Vogel in stolzer Verachtung kehrt, öffnete die mächtigen Schwingen und flog mit weit zurückgelegten Beinen und unter tiefen Huhf-Huhf-Huhf-Rufen in der Richtung nach dem Maienmoos davon, während ihm die Schwarzfräcke mit lautem Siegesgeschrei ein Stückweit das Geleite gaben.

Amüsiert legte sich Graf Stettenbach wieder hin und blickte nachdenklich ins Blau des Himmels hinauf. Hatte der Kerl rekognosziert und sich als Patrouilleur vor dem gemeinen Dohlenpack feige gedrückt? - Wem mochte der un-

erwartete Besuch gegolten haben? Der Schultheissin? Hm. Für die kam er sicherlich zu früh; denn sie gedachte erst im Weinmonat das Wochenbett zu beziehen. Der Frau des Gefängniswärters? Die hatte erst vor zwei Monaten ihren siebenten Buben gekriegt, und die Frau des Landjägerwachtmeisters kam in ihrem Alter wohl nicht mehr in Frage. An Weibern, die das Schloss sonst noch beherbergte, war da nur noch die Marianne, die Herrschaftsköchin, die morgen siebenzig wurde. Halt! die Twannerin, die Zofe Babette, die hätte er fast vergessen. Zum Teufel! Hoffentlich dachte der hübsche junge Fratz noch nicht ans Heiraten oder an sonstige dumme Streiche!

Mit einem zynischen Lächeln um die schmalen Lippen griff Stettenbach wieder nach seinem Büchlein und betrachtete einen Augenblick sein ihm beim Aufschlagen auf der Innenseite des vorderen Deckels zufällig zu Gesicht gekommenes, feingestochenes Exlibris mit der bündigen Devise « Carpe diem! » Da fuhr er plötzlich fast erschrocken zusammen. Ein kleiner, fester Gegenstand war mit hartem Aufschlag neben ihm auf den Tisch und von dort auf die weissen Spitzen seines Jabots gefallen. Es war ein Stückchen Mörtel. Mit einem Ruck schnellte der Graf den Oberkörper empor. Gespannt richtete sich sein glattrasierter Raubvogelkopf mit der vorspringenden schmalen Nase in die Höhe, während ein heftiges, nervöses Zwinkern um das rechte Auge spielte. Aber nichts Verdächtiges war zu erblicken. Schon wollte sich Stettenbach beruhigt wieder hinlegen, da kam langsam und vorsichtig hoch oben über der hölzernen Brüstung des Wehrganges zuerst ein weisses Häubchen, dann ein rotbackiges, von schwarzen Zöpfen umrahmtes Jungfrauengesicht zum Vorschein. Sobald sich das Mädchen entdeckt sah, brach es in ein fröhliches Lachen aus und rief übermütig hinunter, indem es sich weit über die Brüstung beugte: „Habe ich den Herrn Obristen erschreckt? Das tut mir schauderhaft leid, und ich bitte tausendmal um Entschuldigung!"

„Na so was! Du Frechdachs von einem Bengel, wart', ich will dir! Mach, dass du fortkommst!" rief Stettenbach halb zornig, halb belustigt mit unterdrückter Stimme hinauf und schaute sich verstohlen nach dem Fenster des Hauslehrers um.

Lachend kam es wieder von oben herab: „Die Frau Schultheissin lässt dem Herrn Grafen melden, das Zvieri sei serviert. Oder soll ich das Zeug da hinunterbringen?"

„Geh jetzt! Geh!" Eine unzweideutige Handbewegung gab dem halblauten, aber sehr energischen Befehl den nötigen Nachdruck.

„Zu Befehl, Herr Obrist!" lachte das Zöfchen, am Häubchen salutierend, und verschwand mit einem Korb voll trockener Wäsche unter dem Arm.

Auf den Stockzähnen lachend, erhob sich der alte Herr mühsam, rückte die

etwas verschobene Perücke wieder zurecht und griff nach seinem Stock. Als er hinkend zu der vor das obere Schlosstor hinunterführenden steinernen Gartentreppe schritt, blickte er nochmals verstohlen nach dem Fenster des Präzeptors empor und stellte befriedigt fest, dass das dumme Intermezzo offenbar nicht beobachtet worden war. Das hätte gerade noch gefehlt, dass der Magister Wagner da oben bemerkt hätte, auf welch vertraulichem Fuss die Zofe im geheimen mit ihm verkehrte! Von seiner Nachsicht verwöhnt, schien das Mädchen allmählich die sie trennenden Standesunterschiede zu vergessen. Es war entschieden an der Zeit, dass er dem übermütigen Ding seine naive Zutraulichkeit wieder abgewöhnte, wenn er nicht riskieren wollte, eines Tages in unangenehmer Weise kompromittiert zu werden. So leid es ihm tat, auch hier musste Distanz gewahrt werden.

Uebrigens mochte der Graf das muntere Kind, das ihm seine Zimmer in Ordnung hielt und ihm in kranken Tagen das Essen herüberbrachte, sonst recht gut leiden. Es war ja auch das einzige weibliche Wesen, von dem er hie und da noch einen Kuss erhielt. Und küssen konnte die kleine Hexe, als hätte sie es in Berlin gelernt!

Babette Engel-Bengelchen nannte sie der Oberst mit Vorliebe bei guter Laune - war die Tochter eines kleinen Weinbauern in Twann am Bielersee. Sie stand erst seit Neujahr im Dienst der Schultheissin und war als Ersatz für eine etwas schwerfällige, aber grundbrave Truberin ins Schloss gekommen. Stettenbach hatte diese Oberemmentalerin mit dem sehr ausdrucksvollen, aber im Grunde genommen wenig poetischen Namen Wüthrich nie leiden mögen. Ihr pietistisches Muckertum und namentlich ihr ewiges Psalmensingen hatten ihm schauderhaft auf die Nerven gegeben. Zudem verstand er kaum ein Wort von ihrer urchigen Mundart; und auch sie stand ihm gänzlich hilflos gegenüber, wenn er sie, wie sie sich auszudrücken pflegte, « preussisch » anredete. Als der grauköpfige Johannes, der Pferdebursche des Landvogts, sie einmal in Gegenwart des Grafen einen « dummen Totsch » schalt, da hatte Stettenbach laut auflachen müssen. Obschon er das Wort noch nie gehört, verstand er doch instinktiv den Sinn des träfen und seiner Ansicht nach ausserordentlich passenden Ausdrucks. Und von da an war das Mädchen für den alten Herrn einfach « der Totsch ». Wiederholt hatte er die Schultheissin gebeten, das einfältige und so wenig umgängliche Ding doch wieder nach Hause zu schicken. Aber diese schien die Notwendigkeit eines Wechsels lange nicht einzusehen und rühmte das Mädchen immer wieder als überaus brav, tüchtig und zuverlässig. Erst als der Oberst eines Tages ganz beiläufig durchblicken liess, er habe im Sinn, sich wieder einen Burschen zu halten, und er werde sich gelegentlich nach einem ausgedienten Soldaten seines Regimentes umsehen, da gelang es ihm endlich, die

Landvögtin umzustimmen. „Um Gotteswillen, Onkel, das werdet ihr doch nicht tun!“ hatte sie ihm ganz entgeistert geantwortet. Die Aussicht, noch einen zweiten Preussen in ihren Haushalt aufnehmen zu müssen, schien ihr wie ein Schreck in alle Glieder gefahren zu sein. Nach verschiedenen Umfragen im Kreise der Verwandten und Bekannten hatte sich dann eine ihrer Berner Freundinnen bereit erklärt, ihr das eigene Dienstmädchen, eben die Babette Engel, abzutreten. Sie sei eine Perle von einer Zofe, hatte die gute Freundin mit einem feinen, etwas boshaften, aber von der Schultheissin nicht bemerkten Lächeln versichert.

Als dann am letzten Berchtoldstag der zweispännige Schlitten der Berner Freundin mit fröhlichem Schellengeklingel in den verschneiten Schlosshof einfuhr, der junge, stämmige Kutscher das buntbemalte Trögli ablud, und das neue Dienstmädchen am Portal des Landvogteigebäudes von der Schultheissin empfangen wurde, da rieb sich der im Lehnstuhl am Fenster seiner warmen Stube sitzende Graf befriedigt die Hände. Mit Kennerblick musterte er die schlanken und doch üppigen Formen des Mädchens, seine dunklen Augen und Haare und die vom Frost geröteten Backen und stellte schliesslich mit sichtlicher Freude fest: Ganz famos! Keine schwerfällige Alemannin! Römerblut, Rasse, Temperament!

Aber als der Oberst einige Tage später ganz beiläufig der Schultheissin sein Kompliment für ihre neue Acquisition machte, schüttelte sie nachdenklich den Kopf und meinte bedächtig: „Elle travaille très bien, mais je crains qu'elle soit un peu garçonnière. Es ist mir schon am ersten Tag nicht entgangen, mit welch verliebten Augen sie dem strammen Kutscher meiner Freundin zum Abschied die Hand schüttelte. Jetzt fängt sie schon an, heimlich den Magister Wagner anzuschmachten, der es aber in seiner Unschuld glücklicherweise gar nicht zu bemerken scheint. Und wenn ich die Babette zum Metzgermeister Grieb hinunterschicke, der wegen seiner Erkrankung seit einiger Zeit in der Schaal durch seinen hübschen, blonden Bankknecht ersetzt wird, so geht es immer eine Ewigkeit, bis sie mit dem Fleisch wieder zurück ist. C'est une misère avec ces filles!“

Brotneid, nichts als Brotneid, hatte der alte Herr spöttisch lächelnd für sich gedacht, aber wohlweislich geschwiegen, um nicht wieder unnötigerweise eine unerquickliche Auseinandersetzung heraufzubeschwören.

Vorsichtig, um seine schwarzseidenen Pantoffeln und die weissen Strümpfe nicht zu beschmutzen, suchte Oberst Stettenbach seinen Weg durch die im Schlosshof herumliegenden Ziegelstücke. Vor dem Landvogteigebäude angelangt, kam ihm in den Sinn, dass ihn die Frau Stürlerin beim Mittagessen gebeten hatte, ihr zum Vieruhrimbiss etwas französische Unterhaltungslektüre

aus seiner Bibliothek herüberzubringen. Langsam, sich immer zur Entlastung seines lahmen Beines auf den Stock stützend, schritt der alte Herr zur Pfisterei hinüber, um die Bücher zu holen. Als er neben der Erdgeschosswohnung des Gefängniswärters vorbei in den dämmerigen Gang einbog, von dem aus eine Treppe nach seiner Wohnung führte, überlegte sich Stettenbach eben schmunzelnd, ob er der Schultheissin nicht einmal zur Abwechslung einen pikanten Rabelais hinüberbringen sollte. Da blieb er plötzlich überrascht stehen. Im Halbdunkel des muffig riechenden Korridors hatte soeben eine weibliche Person mit unterdrücktem Aufschrei einen Mann heftig von sich gestossen und brach nun beim Anblick des Obersten in lautes Weinen aus. Die schlanke Gestalt des Offiziers straffte sich energisch empor. Rasch, so gut es sein lahmes Bein erlaubte, näherte er sich der Gruppe. Auf den ersten Blick hatte er die Twannerin, die Babette, erkannt. Und der Bursche da neben ihr mit den frechen, grauen Augen und dem blonden Schnurrbärtchen musste der Dachdecker sein, über den er sich heute morgen schon so geärgert hatte.

„Was soll das bedeuten!" donnerte der Oberst den Gesellen an, der ihm mit einem impertinenten Lächeln keck und stumm in die Augen blickte, während das Mädchen laut schluchzend das gerötete Gesicht in seiner Schürze verbarg.

„Heraus mit der Sprache, zum Donnerwetter!" brauste der Oberst nochmals auf. „Was ist hier vorgefallen? Was hat Er mit dem Mädel zu schaffen?" Heftig zuckte es um sein rechtes Auge. Durch den Lärm herbeigelockt, erschien am Eingang des Korridors die dicke Gestalt des Gefängniswärters Blaser.

Mit einem frechen, spöttischen Lächeln um den schief verzogenen Mund blickte der Dachdecker einen Augenblick stumm auf den neben ihm am Boden stehenden Pflasterkübel. Dann schob er seine Kappe keck auf den Hinterkopf und antwortete gelassen in breitester Zürchermundart: „Herr Oberist, was hier vorgefallen, ist ganz unsere Privatsache, die, beim Eid, niemand etwas angeht!"

„Mit Gewalt hat er mich küssen und umarmen wollen, der freche Mensch, dieser unverschämte Lümmel!" stiess jetzt die Twannerin heftig hervor und vergrub mit herzerweichendem Schluchzen ihr Gesicht wieder in der Schürze.

„Na so was! Unerhört! Wart, du verfluchter Schlingel, dir will ich das Küssen und Umarmen austreiben! - Blaser, führt mir den Kerl hinüber in die Kanzlei und meldet dem gnädigen Herrn Schultheissen, ich werde gleich nachkommen. Und du, Mädel, gehst mit. - Abtreten!"

Laut aufheulend griff das Mädchen nach seinem neben ihm auf dem Boden stehenden Wäschekorb und folgte langsam den beiden Männern.

Stettenbach war bleich geworden vor Aerger. Stechend blitzten seine dunklen Augen unter den starken, buschigen Brauen hervor, und die zusammenge-

pressten schmalen Lippen murmelten immer wieder ein empörtes „Na so was!“ Wie ein fernes Wetterleuchten zuckte es noch um sein rechtes Auge, als er, sich auf den Stock stützend, wieder über den Schlosshof schritt. Brotneid? fuhr es Stettenbach einen Augenblick durch den Kopf, als er mühsam die Wendeltreppe des Landvogteigebäudes emporstieg. Aber in seiner selbstgerechten Art wies er den Gedanken, dass ihn die Eifersucht gegen diesen gemeinen Dachdeckergesellen in solche Wut hätte versetzen können, sofort wieder von sich. Es war doch ganz ausgeschlossen, dass sich dieses adrette Mädel mit dem Dreckkerl hätte in eine Liebelei einlassen können! Frech und gewaltsam hatte sich der lausige Flegel an dem braven Kind vergriffen, das war klar. Und dafür, zum Donnerwetter noch einmal, sollte er büssen!

In der geräumigen, hellen Kanzlei, durch deren Fenster von fernher die Schneeberge hereingrüssten, blickten Schultheiss Stürler und der Landschreiber Leuw überrascht von ihren Stehpulten auf, als der Gefängniswärter den Dachdeckergesellen und die leise vor sich hin weinende Zofe brüsk über die Schwelle schob. Und der alte Schreiber an seinem Pültchen im Hintergrund der Stube vergass vor lauter Staunen, seinen eben zu ergiebigem Gähnen weitgeöffneten, zahnlosen Mund wieder richtig zu schliessen. Auf den ersten Blick hatten sie den jetzt trotzig und finster in die Kanzlei tretenden Gesellen wiedererkannt, dessen kühnes und sicheres, überall von Gefahren bedrohtes Arbeiten auf den Schlossdächern in den letzten drei Wochen ein jeder von ihnen insgeheim bewundert hatte. Was die heulende Zofe mit dem Dachdecker zu tun haben mochte, war ihnen ein Rätsel.

Umständlich erzählte Blaser, was vorgefallen war, und meldete zum Schluss, der Herr Oberst werde sofort selber herüberkommen, um seine Anklage vorzubringen.

Stürler trat langsam an die den Innenraum der Kanzlei abtrennende Schranke und musterte einen Augenblick stumm den Dachdecker, während der Landschreiber kopfschüttelnd aus einer Schieblade seines Pultes das Protokollbuch hervorkramte und zum Gänsekiel griff. Dann begann er das Verhör.

„Du bist der Geselle vom Meister Aeschlimann?“

„Jawohl, der bin ich!“

„Dein Name?“

„Joseph Enderli.“

„Wie alt?“

„Zweiunddreissig.“

„Wo kommst her?“

„Aus Männedorf am Zürichsee.“

In diesem Augenblick trat nach einem kurzen, harten Pochen an der Türe

Oberst Stettenbach in die Stube. „Kappe ab!“ fauchte er stirnrunzelnd und mit einem drohenden Blick den vor ihm stehenden Dachdecker an. Dann trat er, hochaufgerichtet, an die Schranke und wendete sich, seine Wut bemeisternd, an den Landvogt.

„Ihro Gnaden, Herr Schultheiss, ich habe Klage zu führen gegen diesen Burschen hier. Soeben habe ich ihn in flagranti erwischt, als er drüben im finstern Korridor der Pfisterei wie ein Strolch aus dem Hinterhalt die Babette Engel trotz ihrer heftigsten Gegenwehr umarmen und küssen wollte. Nur meinem plötzlichen, zufälligen Dazwischentreten ist es zu verdanken, dass die offenbar beabsichtigte Vergewaltigung des Mädchens vereitelt worden ist. Auf meine Frage, was er mit dem Mädel zu schaffen habe, hat mir der impertinente Kerl zudem mit unglaublicher Frechheit geantwortet, das gehe mich rein nichts an. Ich beantrage Ihro Gnaden eine ganz exemplarische Bestrafung dieses gemeinen Subjektes!“

Ernst hatte Stürler dieser militärisch bündigen, in scharfem, abgehacktem Ton vorgetragenen Anklagerede zugehört. Jetzt wendete er sich mit ruhiger Frage wieder an den Gesellen.

„Du hast gehört, was der Herr Obrist gegen dich vorgebracht hat. Gibst du die Richtigkeit seiner Anschuldigungen zu?“

Als ob ihn die Sache gar nichts angehen würde, hatte der Dachdecker inzwischen, die Kappe unter dem Arm und die Hände in den Hosentaschen, in stummem Trotz die an den Wänden hängenden Oelbilder, Porträts hoher Offiziere, bernischer Schultheissen und Geistlicher aus der Stürler'schen Familie, gemustert. Jetzt blickte er dem Landvogt keck in sein ernstes, sympathisches Gesicht und antwortete ruhig: „Vergewaltigung! So ein Blödsinn! Gottverdammi, man wird doch, beim Eid, sein Schätzchen noch küssen dürfen, ohne die Gnädigen Herren und Oberen vorher um Erlaubnis fragen zu müssen!“

Kaum hatte der Oberst Zeit, empört „Na so was! Unerhört!“ auszurufen, da schrie die Zofe den Dachdecker mit blitzenden Augen wütend an: „Was, dein Schätzchen soll ich sein, du frecher Lügner, du Lump! Schämen würde ich mich wie ein Hund, mit einem so dreckigen Burschen wie du etwas zu tun zu haben. Geküsst und umarmt hat mich der Unflat mit Gewalt, bis ich ihn eben beissen und kratzen wollte, als der gnädige Herr Graf dazukam!“

Wie erschöpft von seinem Wutausbruch liess sich das aufgeregte Mädchen, laut aufschluchzend, auf das hinter ihm an der Wand stehende Armesünderbänklein fallen und vergrub wieder sein verweintes Gesicht in der Schürze, wobei ihm das weisse Häubchen bis in den Nacken hinunterrutschte.

Stürler hatte Mühe, ein Lächeln auf den Stockzähnen zu verbergen, als er sich

nach einem belustigten Blick zum Landschreiber hinüber wieder an den Dachdecker wandte.
„Du hast gehört, was auch das Mädchen da gegen dich vorbringt. Wirst du nun endlich zugeben oder willst du dich weiter aufs Leugnen versteifen?"
Mit einem Ausdruck masslosen Erstaunens im Gesicht hatte Enderli den wütenden Erguss des Mädchens über sich ergehen lassen. Jetzt stierte er, in tiefes Nachdenken versunken, einen Augenblick vor sich hin; dann zuckte er mit einem spöttischen Seitenblick auf die Zofe trotzig die Achseln und antwortete: „Ja, wenn's das Meitli da sagt, so wird's wohl so sein."
Langsam wendete sich der Landvogt von ihm ab und schritt einige Male mit auf dem Rücken verschränkten Armen in der Stube auf und ab. In gespanntester Aufmerksamkeit verfolgten die Blicke des Obersten, des Landschreibers und des alten Kanzlisten jede seiner Bewegungen, während der Dachdecker wie geistesabwesend zum Fenster hinausblickte und das Dienstmädchen sich einige Male geräuschvoll schneuzte. Nach einer Weile blieb Stürler vor dem Pult des Landschreibers stehen und diktierte sein Verdikt: „Fünf Tage Gefängnis bei Wasser und Brot wegen gröblicher Verletzung der Schamhaftigkeit eines unbescholtenen Mädchens und wegen höchst ungebührlichen Benehmens gegenüber seinen gnädigen Herren." Dann trat er an die Schranke und hielt dem Dachdecker eine kurze, väterliche Standrede, in der er ihm die Verwerflichkeit seines sittenlosen Betragens eindringlich vor Augen hielt und ihn zu einem gottgefälligeren Lebenswandel ermahnte.
Zum Schluss wendete sich der Landvogt an den Gefängniswärter: „Die Strafe ist sofort anzutreten. Blaser, führt den Mann ab! - Und du, Babette, gehst an deine Arbeit!"
Als die drei die Stube verlassen hatten, richtete sich der Oberst militärisch auf und sprach mit sichtlicher Erleichterung: „Ich danke dir, Karl, für die prompte Erledigung dieses Falles. Das Strafmass hat mich allerdings etwas enttäuscht. Der Kerl hätte entschieden mehr verdient. Du bist, wie ich dir schon so oft gesagt habe, meiner Ansicht nach viel zu milde und nachsichtig mit diesen unbotmässigen Untertanen. Donnerwetter, ich würde da ganz anders dreinfahren! Item. - Morjen!" Damit verliess er hinkend die Kanzlei, während Stürler und der Landschreiber ihm belustigt nachblickten.

2

Schwankend und polternd stieg der rufende Nachtwächter Hans Rudolf Dysli die von der untern zur obern Stadt führende lange, hölzerne Treppe empor.

Jeder Tritt der schweren, genagelten Schuhe widerhallte dumpf im Hohlraum unter dem Treppendach. Ab und zu stand der Wächter still, um etwas zu verschnaufen. Dann fluchte er in übelster Laune grimmig vor sich hin. Diese verdammte Stiege mit ihren achtzig Tritten war ihm noch nie so endlos lange vorgekommen wie heute. Und der Gedanke an die vier Stunden Nachtdienst in diesem blödsinnigen Stadium zwischen Rausch und Kater - es war zum Erbrechen.

Aber mit einem halblauten „Hüh, Ruedi, alter Klepper!" setzte sich Dysli nach kurzer Rast jedesmal wieder in Bewegung. In einigen Minuten musste es zwölf Uhr schlagen, und um Mitternacht begann sein Dienst auf dem Kronenplatz. Ausgeschlossen, dass sein Kollege Jakob Maritz, der jetzt vergnügt seinem warmen Nest zusteuern konnte, ihm heute ausnahmsweise den Dienst abnehmen würde. Der stand zu schlecht mit Dysli, seitdem ihm dieser in der Lilie vor andern Gästen vorgeworfen hatte, durch das scheibenlose Giebelfenster seines Häuschens am Totengässchen sehe man im Estrich die Bälge der Kaninchen hangen, die vor einigen Wochen dem Einunger Moschard aus den vergifteten Kästen im Milchgässchen gestohlen worden waren. Sechs Batzen Busse hatte ihn die dumme Bemerkung gekostet. Jammerschade für das schöne Geld. Ein Paar neue Hosen aus bestem Halblein hätte er sich dafür machen lassen können.

„Schon besser, dieser verfluchte Maritz Köbel läuft mir - hupp - heut nacht nicht über den Weg, sonst schlage ich ihn - hupp - ungespitzt in den Erdboden hinein," keuchte Dysli schwer atmend vor sich hin, als er endlich die oberste Stufe der Treppe erklommen hatte. Unsanft stellte er die klirrende alte Laterne, die schon so manchen Sturm mit ihm erlebt hatte, vor sich auf den Boden und lehnte die kurze Halparte an den Treppenpfosten, da ihn ein Hustenanfall plötzlich fast zum Ersticken brachte. Nach längerem Luftschnappen spuckte er endlich in grossem Bogen weit von sich und brummte erleichtert: „Für dich, Köbel, mitten in deine Klatschfratze hinein!"

Mit unsicherer, tappiger Hand zog Dysli den schweren Filzhut vom Kopf und wischte sich abwechslungsweise mit beiden Aermeln den kalten Schweiss von der Stirne. Der Schädel tat ihm zum Zerspringen weh. Immer die gleiche Geschichte nach diesem verfluchten Saufen! Aber daran war kein anderer schuld als der Meister Lehmann, für den der Wächter tagsüber im Bruch an der Gysnaufluh arbeitete. Was hatte der heute nachmittag wegen ein paar lumpigen Hausteinen für ein Stöckli nach Lyssach laufen müssen! Wäre er ruhig bei der Arbeit geblieben, so hätten Dysli Ruedi und seine drei Mitgesellen nicht im Traum daran gedacht, unzählige Gläschen Branntwein auf das Wohl des abwesenden Meisters und auf den morgigen Zahltag zu trinken. Keine Stunde

hatten sie gearbeitet, bis alle vier seelenvergnügt in der Runde beieinandersassen und, unbeschwert von jeder hemmenden Rücksicht auf harmonische Reinheit, mehrstimmig im Kehrum vaterländische Lieder, Gassenhauer und Psalmen sangen, dass das Echo im Steinbruch nicht mehr zur Ruhe kam.
Wie er endlich nach Hause gekommen war, wusste der Wächter selber nicht. Seine jüngsten Erinnerungen reichten knapp eine halbe Stunde zurück, bis zu dem fürchterlichen Krach, den er geschlagen hatte, weil ihm seine Alte unter grässlichem Gekeif und Gezeter einen Krug kalten Brunnenwassers über den Kopf gegossen hatte, um ihn endlich aus dem Bett und auf die Wacht zu bringen. Und das mitten in einem holdseligen Traum, in dem er so wundervoll gejodelt hatte, einen grossartigen, noch nie gehörten, selbsterfundenen Jodel! Wie sehr er sein gequältes Gehirn jetzt auch anstrengte, an die Melodie dieses prachtvollen Jodels konnte er sich einfach nicht mehr erinnern. Das kam sicher vom Brunnenwasser. Ruedi hatte nie viel auf Wasser gehalten. Wie oft wohl hatte er seiner Alten schon erklärt, es verdumme die Menschheit und sei zu nichts nütze als zum Füttern des Kropfes. Aber für diese Einsicht des alten Steinbrechers hatte die Lisabeth nie das geringste Verständnis aufgebracht. Trotz ihres stattlichen Wasserkropfes. Frauen sind unbelehrbar, wenn sie meinen, etwas im Kopf zu haben.
Mit einem „Hüh, alter Kracher!" setzte sich Dysli wieder in Bewegung. Wie ein mit schwerem Räf beladener Bergsenn stieg er im Zickzackgang die Hohe Gasse hinauf, die finster und menschenleer, einer Schlucht zwischen hohen Bergen gleich, dalag. Immer wieder suchte er im Gedächtnis nach der verlorengegangenen Melodie, während die Lichter der schwankenden Laterne gespenstisch an den hohen Fassaden der Häuser herumgeisterten, als müssten auch sie an den alten Erkern und in den dunkeln Lauben den entschwundenen Jodel hervorschnüffeln. Zwischen fliehendem Gewölk blickte ab und zu der Mond neugierig über die Dächer in die Gasse hinunter. Jedesmal, wenn der Wächter zu ihm aufschaute, hatte er das unangenehme Gefühl, er blicke ihn streng und vorwurfsvoll an und schüttle seinen dicken Kopf dazu. Der hatte natürlich keine Ahnung von der Eselei, die der Meister Lehmann heute nachmittag begangen.
An der obern Ecke des Fankhauser'schen Grosshauses blieb der Nachtwächter stehen, um wieder zu verschnaufen. Hier sollte er sich nach Vorschrift um Mitternacht mit dem andern rufenden Wächter treffen um von diesem den mündlichen Rapport über die Wacht in der ersten Nachthälfte entgegenzunehmen. Aber der Maritz Köbel hatte es aus guten Gründen schon lange vorgezogen, nicht mehr zur Wachtübergabe zu erscheinen.
Der weite Kronenplatz war still und leer. Nur im Winkel vor dem Kauf- und Zollhaus plätscherte das Wasser des städtischen Brunnens aus zwei kunstvoll

geschmiedeten Messingröhren mit monotonem Klang in das mächtige, achteckige Steinbecken. Dieses Plätschern brachte dem Wächter plötzlich zum Bewusstsein, dass er, wahrscheinlich schon seit dem unerwartet raschen Verlassen seines Bettes, einen riesigen Durst hatte. An beständiges Dursthaben gewöhnt, hatte er das bisher noch gar nicht bemerkt. Mit tastender Hand suchte er nach der Feldflasche, aber fluchend musste er schliesslich feststellen, dass er seinen Wächtertrost zu Hause vergessen hatte. So ein Blödsinn! Jetzt wird sicher die Lisabeth den köstlichen Pflaumenschnaps in den Schüttstein giessen. Dysli war wütend. Eine lange Reihe kräftiger Flüche entrang sich seinem betrübten Herzen. Wie sehr auch die Herren Prädikanten gegen das Fluchen sein mochten, es brachte ihm etwas Erleichterung. Doch der immer wieder aufsteigende Gedanke an den im Schüttsteinrohr rinnenden herrlichen Pflaumenschnaps steigerte sein Durstgefühl bis zur Unerträglichkeit.

Wasser trinken? Brrr! Der Nachtwächter schüttelte sich. Seine Augen strotzten vor Ekel. Er spürte einen deutlichen Brechreiz. Noch einen Augenblick blieb er standhaft stehen und mühte sich krampfhaft mit Leerschlucken ab. Aber schliesslich näherte er sich langsam mit schlurfenden Schritten dem Brunnen und blickte griesgrämig zur hohen Statue der Schwert und Wage tragenden Gerechtigkeit empor. Am Sockel hingen noch die verwelkten Moosgirlanden mit den roten und weissen Rosen aus Papier. Man hatte die neue Brunnenfigur erst im letzten Frühling eingeweiht. Dysli war nachher einer der ersten gewesen, die angefangen hatten, giftig zu kritisieren, dass die neue Gerechtigkeit jetzt verbundene Augen habe im Gegensatz zu der alten, die, obschon ihre altersschwachen Arme im Laufe der Zeit mitsamt der Wage und dem Schwert abgebrochen waren, immer noch jeden Vorübergehenden, ob reich oder arm, mit scharfen Augen gemustert hatte. Dieses neue, modische Weiblein da oben war jetzt blind. Kein Wunder. Dysli musste an die sechsbatzige Busse denken, die man ihm, dem armen Schlucker, aufgebrummt hatte. Natürlich, wenn einer von den grossen Herren der Stadt die Geschichte von den Kaninchenbälgen erzählt hätte, würde man sie als guten Witz bestaunt und beklatscht haben, und kein Mensch hätte an Bestrafung gedacht. Die kleinen Schelme hängt man, und die grossen mit den gepuderten Perücken lässt man laufen. Das war von jeher so.

Dysli stellte die Laterne auf den Boden und legte die Halparte neben sich auf den steinernen Rand des Brunnenbeckens. Dann schob er den schweren Dreispitzhut in den Nacken und bückte sich über das Wasser, um zu trinken. Aber schon den ersten Schluck spie er pustend wieder aus und verzog sein Gesicht zu einer scheusslichen Grimasse. „Pfui Teufel, Seifenwasser!“ Eine neue, variierte Serie der kräftigsten Steinbrecherflüche entfuhr seinem höchst beleidigten

Mundwerk. Da hatte sicher diese rabiate Kronenwirtin, die sich einen Pfifferling um Gesetz und Verordnungen kümmerte, gestern abend ihre dreckige Wäsche wieder einmal im grossen, statt nebenan im kleinen Brunnenbecken ausgewaschen. Obenan wird dafür morgen der Name dieser grossartigen Madam im Wachtrapport des rufenden Nachtwächters Hans Rudolf Dysli figurieren. - Aber das Dämchen da oben auf dem Brunnenstock wird natürlich mit seinen verbundenen Augen von alledem nichts gesehen haben, und die noble Kronenwirtin wird wieder alles ableugnen und sich nachher bei ihren feinen Gästen über den blöden Nachtwächter lustig machen. Und der Grimm Hans, der dicke Polizeivorstand, wird natürlich wie gewohnt unter ihnen sitzen und kräftig mitlachen.

Misstrauisch prüften die Blicke des Wächters die Entfernung bis zur nächsten Brunnenröhre hinüber. Mit den Füssen auf den beiden den Brunnenrand und den Sockel verbindenden Kesselstangen und mit der Halparte als Stütze im tiefen Wasserbecken, mochte der Ueberstieg bis zur Brunnenröhre vielleicht trotz der heute etwas ins Wanken geratenen Standfestigkeit noch vor Mitternacht gelingen.

Der seifige Schnapsgeruch im Munde wurde ekelhaft. Seiner grundsätzlichen Abneigung gegen Wasser zum Trotz, entschloss sich Dysli zum Aeussersten. Kühn griff er zur Halparte und kletterte mit einiger Mühe auf den hohen Brunnenrand hinauf. Dann stemmte er den Schaft der Waffe auf den Boden des Wasserbeckens und schob, die Linke weit nach der Brunnenröhre ausgestreckt, seine Füsse mit wackelnden Beinen langsam über die Kesselstangen. Das Wagnis gelang wider Erwarten gut. Erleichtert aufatmend, umklammerte der Wächter mit dem freien Arm den Brunnensockel und blickte neugierig zur Statue empor. Er war nicht ganz sicher, ob sie sich seine ihm selber fast etwas frech vorkommende Annäherung so ruhig würde gefallen lassen. Aber das brave Weiblein stand fest und zeigte nicht die geringsten Anzeichen von Prüderie. Im Gegenteil. Grad vor der Nase des Wächters schob es durch einen Schlitz im faltigen Gewand sein nacktes linkes Knie und den obern Teil der Wade hervor. Mit fachmännischem Blick betrachtete Ruedi wohlgefällig den feingliedrigen Schenkel. Liebkosend glitten seine rauhen Fingerspitzen über den glatten Sandstein des Beines. Es wurde ihm ganz holdselig zumute. Unwillkürlich musste er an die dicken Krampfadernbeine seiner wassersüchtigen Lisabeth denken. Einfach fein war das Weiblein da, trotz seiner mit dem Nastuch verbundenen Augen. Vielleicht war's doch besser, dass man ihm die Augen verbunden hatte, denn wenn es jetzt sähe, wer ihm so verliebt das Bein streichelt, wer weiss, ob es dem Ruedi nicht die Wage um die Ohren schlagen und mit dem Schwert auf seine frechen Finger klopfen würde.

Wieder vom Durst geplagt, gab der Wächter endlich seine kunstsinnigen Betrachtungen auf. Mit der freien Hand sich an die Röhre klammernd, bückte er sich nieder und sog in gierigen Zügen das von ihm sonst so verachtete Nass in sich hinein.

Aber plötzlich hielt er inne, hob den Oberkörper wieder empor und lauschte in die Nacht hinaus. Vom Kirchturm schlug es langsam und feierlich Mitternacht. Die einzelnen Schläge halblaut vor sich hinzählend, wischte sich Ruedi das Wasser aus dem lang herabhängenden, ergrauten Schnauz. Nach dem letzten Schlag richtete er sich hoch auf und liess mit dröhnender Stimme den Wächterruf über den Platz erschallen.

„Hört, ihr Herren, und lasst euch sagen,
Unsre Glock' hat zwölf geschlagen -".

Auf einmal hob der Nachtwächter erstaunt den schweren Kopf und blickte mit blöden Augen lauschend zum Himmel empor. Was war denn das? Hörte er recht? Durch die Stille der Nacht ertönte hoch über ihm in den Lüften der wimmernde Ton einer Glocke. Mühsam drehte sich Dysli auf seinem heiklen Standort um, klammerte sich mit beiden Händen krampfhaft an der Röhre fest und lauschte wieder angestrengt in die Nacht hinaus. Die hohen, bellenden Töne widerhallten unheimlich an den Häusern des Platzes. Der Klang kam vom Schloss herab. Kalt lief es dem Wächter über den Rücken. Donner und Doria, die Armesünderglocke! Und mitten in der Nacht! Was hatte denn das zu bedeuten? Die Herrschaften da oben werden doch um diese Zeit keinen köpfen!

Unter lautem Klirren wurde irgendwo ein Fenster geöffnet. Eine ängstliche Frauenstimme rief über den Platz: „Um Gottes Willen, was ist denn los? Wo brennt's?" Aus einem offenen Fenster der Grimm'schen Apotheke erscholl eine zweite aufgeregte Frauenstimme: „Mon Dieu, die Armesünderglocke! Was soll denn das? Sind sie verrückt da oben?"

Der Nachtwächter zog schweigend die Achseln hoch und dachte, wenn er nur schon wieder von diesem verfluchten Wasserspeier herunter wäre.

In den Häusern um den Platz herum wurde es nach und nach lebendig. Lichter wurden angezündet, Fenster in aller Hast aufgerissen, und von Haus zu Haus gingen lebhafte Fragen hin und her. Während eines kurzen Augenblickes, da der Mond den Platz hell beschien, musste jemand den Wächter auf dem Brunnen entdeckt haben. Eine hohe Fistelstimme rief erregt hinüber: „Nachtwächter, was ist denn los?"

Dysli blieb stumm. Nur die Achseln zog er noch höher hinauf, bis sein Kopf fast unter dem Dreispitz verschwand. Erleichtert atmete er auf, als ihn plötzlich wieder eine vor dem Mond hinziehende dunkle Wolke den Blicken mit-

leidig entrückte. In seinem Leben hatte er noch nie eine solche Abneigung gegen Mondschein verspürt wie jetzt. Aber schon ertönte wieder eine andere, kräftigere Stimme aus einem Haus neben der Apotheke herüber: „Dysli Ruedi, was zum Teufel machst denn du da oben auf dem Brunnen? Was ist denn los, und was soll das Gebimmel im Schloss?"

Das musste die Stimme des Büchsenschmieds Schwarzwald sein. Jetzt gab es für den Hüter von Ruhe und Ordnung kein Verstecken mehr. Umso weniger als er plötzlich wieder vom prächtigsten Mondschein beschienen wurde. Darum rief er gottergeben und unschuldsvoll hinüber: „Weiss auch nicht - hupp - was los ist!"

„Donnerwetter, so zieh' los und schau einmal nach, was dieser blödsinnige Nachtlärm zu bedeuten hat! Wozu bist denn da? Als neue Zierde für den Brunnenstock wohl kaum!"

Lachen und Bravorufe bekundeten dem Büchsenschmied die allgemeine Zustimmung. Jetzt meldete sich erneut die hohe Fistelstimme des Schneiders Vögeli zum Wort:

„Der Geier soll mich picken, wenn der Rüedel nicht wieder so besoffen ist, dass er nicht mehr vom Brunnenstock herunterkommt. Mich nimmt nur wunder, was für ein Spassvogel ihn da hinaufgesetzt hat!"

Die Antwort des derart beleidigten und durch das allgemeine Gelächter gereizten Nachtwächters liess nicht lange auf sich warten. „Halt deine freche Röhre, du stinkiger Schneiderbock! Sorg du - hupp - erst dafür, dass deine dreckigen Kinder wieder einmal - hupp - richtig zu fressen kriegen!"

„Besser wenig fressen als zu viel saufen, du alter Schnapser!" meckerte der Schneider prompt zurück.

Dysli wollte eben zu einer noch massiveren Gegenbemerkung ansetzen, da unterbrach ihn aus einem Fenster des Hauses neben der „Krone" die Stimme des Samenhändlers Burger: „Dysli, an eurer Stelle würde ich jetzt trotz eurem Affen versuchen, vom Brunnen herunterzukommen, um nachzusehen, wer da oben läutet. Ich wette, die Mühlemann Babe zieht am Strang!"

„Um Gottes Willen, die Mühlemann Babe!" hörte man mehrere Frauen halblaut und erschreckt ausrufen. Aber der Nachtwächter wendete sich grimmig seinem neuen Angreifer zu und rief ihm giftig hinüber: „Wenn die Babe - hupp - ihren Samen nicht von euch bezogen hätte, hochwohlgeborener - hupp - Herr Unkrautsamenmischer, so würde sie ihren Kopf wohl jetzt noch auf den Achseln tragen!"

Ein unterdrücktes Lachen wurde laut. Fast schien es, als hätte in den Fenstern rings um den Platz niemand mehr Lust, weitere derartige Anzüglichkeiten des gereizten Wächters zu provozieren. Alles hörte einen Augenblick dem unheimlichen Läuten zu.

Auf schlurfenden Schlarpschuhen, nur mit Hose und Hemd bekleidet, hatte sich schon vorhin der kleine Spenglermeister Stähli aus der Rütschelengasse langsam dem Brunnen genähert und, aus vollem Halse lachend, den hin- und herfliegenden Witzen zugehört. Als er jetzt merkte, dass auch der stämmige Pfister Dür aus der Bärengasse sich lachend und mit eingestemmten Armen neben ihn stellte, rief er zum Brunnenstock hinauf: „Rüedel, wenn du jetzt nicht bald herunterkommst und deine Pflicht tust, so holen wir dich herunter und sperren dich da drüben an der Prangerecke in die Trülle, wo du entschieden besser hinpassest als neben die Gerechtigkeit!"
Ringsum erscholl ein lautes Lachen und Bravorufen. „Ausgezeichnet!" rief eine fröhliche Jungenstimme, „in die Trülle oder ins Wasser mit ihm!" Statt einer Antwort verhielt der Wächter mit dem Daumen zur Hälfte die Mündung der Brunnenröhre und schickte dem Spenglermeister einen mächtigen Spritzer hinüber, dass dieser mit dem Bäcker unter dem Gelächter des Platzes schleunigst ausser Reichweite zurückwich. Dann rief er vom Brunnen herunter: „Schwatz kein Blech, Spengler, wenn du - hupp - ". Auf einmal verstummte sein lockeres Maul, und wie verklärt blickte er zum Himmel empor. Irgend etwas, vielleicht der Gedanke an auf dem Amboss klingendes Blech, hatte urplötzlich in seinem Gedächtnis die Erinnerung an die Melodie seines verlorenen Jodels ausgelöst. Mit krächzender, versoffener Stimme fing er laut und seelenvergnügt an zu jodeln.
Ein dröhnendes Gelächter erscholl ringsum. Aus einem Fenster des Grosshauses rief eine zornige Frauenstimme: „C'est affreux, cet idiot!" Aber Ruedi jodelte mit Inbrunst weiter.
Da ertönte unvermittelt aus dem grossen Gebäude hinter der Prangerecke des Kaufhauses eine kräftige Basstimme über den Platz: „Jetzt ist's aber genug, zum Donnerwetter! Wächter Dysli, herunter vom Brunnen und hinauf ins Schloss, oder ich lass euch noch heut nacht einsperren. Morgen um sechs Uhr meldet ihr mir beim Rapport, was der Skandal da oben zu bedeuten hat."
Der Jodel war plötzlich verstummt, und auf dem Platz wurde es totenstill. Dem Wächter war der Schrecken in die Beine gefahren. Er hatte nur zu gut die resolute Stimme des Polizeivorstandes Grimm, seines direkten Vorgesetzten, erkannt. Mit einem Ruck drehte er sich um und setzte eilig seine genagelten Schuhe wieder auf die Kesselstangen. Aber seine schlotternden Beine versagten trotz der stützenden Halparte den Dienst. Halbwegs glitt er aus und fiel der Länge nach mit klatschendem Aufschlag in das tiefe Wasserbecken. Als er, sich mühsam aufrichtend, endlich wieder an der Oberfläche erschien und heftig schnopsend das seifige Wasser aus Mund und Ohren schüttelte, hörte er ein grölendes Gelächter und Händeklatschen um den ganzen Platz

herum, das nicht mehr aufhören wollte, und eine junge Stimme aus einer Dachkammer des neuen Pfistereigebäudes mit der schönen Rokokofassade am Eingang zum Schlossweg rief ihm zu: „Jerum, Rüedel, pass auf, dass dir die Katz' nicht ersäuft, 's wär jammerschad!"
Dysli hatte auf einmal das Gefühl, unvermittelt wieder nüchtern geworden zu sein. Mit einem kühnen Schwung, der jedem Jungen Ehre gemacht hätte, setzte er über den Brunnenrand. Aber kaum war er drüben, kam ihm die Halparte in den Sinn, die irgendwo auf dem Grund des Brunnenbeckens liegen musste. Kurz entschlossen kletterte er nochmals auf den Trograng hinauf und sprang unter dem lauten Hallo und unbändigen Lachen des Publikums wieder ins Wasser, um mit den Füssen im tiefen Becken nach seiner Waffe zu suchen. Als er sie endlich auf dem Grunde des Brunnens spürte, tauchte er ohne zu zaudern unter und kletterte endlich, triefend nass, unter dem dröhnenden Applaus der sämtlichen Platzbewohner vom Brunnen herunter, um mit langen Schritten und geschulteter Halparte schleunigst vom Schauplatz zu verschwinden. Der Pfister Dür, der sich den Bauch hielt vor Lachen, lief ihm nach und brachte ihm die vergessene Laterne mit der gutmütigen Bemerkung: „Da, Ruedi, nimm das Ding mit, sonst findest du am Ende das Schloss nicht mehr!"
Das hallende Gelächter hinter ihm verebbte erst nach und nach, als der Wächter in den Schlossbergweg einbog. Hier wurde es allmählich gänzlich durch das unheimliche Bellen der Glocke oben im Schloss übertönt.
„Donner und Doria!" fluchte Dysli zerknirscht vor sich hin. Das war eine saudumme Geschichte. So ein Blödsinn, dass er ganz vergessen hatte, dass der Grimm Hans seit dem letzten Frühling da unten am Platz wohnte! Der hatte ihm erst vor vier Wochen wütend erklärt, wenn er noch einmal beknüllt auf die Wache komme oder sich sonst noch irgend etwas zuschulden kommen lasse, werde er unnachsichtlich aus dem Dienst entlassen. Dysli hatte schon so oft um Geduld gebettelt und hoch und heilig Besserung versprochen; diesmal wird der Polizeivorstand sicher genug von ihm haben und Schluss machen. Entlassung aus Amt und Würde! Der Dank für vierzig Jahre treuer Pflichterfüllung bei jedem Wetter, Sturm und Graus. Alle die langen Regennächte kamen dem Wächter wieder in den Sinn und die grimmige Kälte im Winter, wenn kein Schnaps mehr stark genug war, um den erfrorenen Leib zu wärmen. Das in ihm aufsteigende Mitleid mit sich selber und das Gefühl unsäglicher Rührung über das ihm bevorstehende Unrecht drohte ihn fast zu übermannen. Seine geliebte Halparte wird er wohl morgen schon einem andern übergeben müssen, diese stadtbekannte, weitherum berühmte Halparte, von der er den ihm jeweilen mit offenen Mäulern zuhörenden Schulbuben immer und immer wieder erzählen musste, dass sie schon sein Vater, der Grossvater und

der Urgrossvater als rufende Wächter getragen, und wie der Urgrossvater mit ihr in der Schlacht bei Sankt Jakob an der Birs dem österreichischen Erzherzog Karl dem Kühnen den Kopf abgeschlagen hatte. Und dabei musste er den von patriotischer Begeisterung erschütterten Buben gleich auch immer wieder das erzherzogliche Blut an der Schneide des Halpartenbartes vorzeigen, allerdings ohne ihnen zu verraten, dass es eigentlich von den verfluchten Ratten herrührte, die Ruedi alle paar Tage in seiner Wohnung erschlagen musste. O Gott, o Gott, was hatte da der Meister Lehmann, dieser alte Dummkopf, in seinem Unverstand nicht alles angestellt! Richtig, auch der hatte ihm ja erst am letzten Zahltag angedroht, wenn er noch einmal besoffen zur Arbeit erscheine, werde er ihn zum Teufel jagen. Ja, ja, das Leben ist schwer. Wie man's macht, keinem ist's recht. Noch nie war es dem Ruedi so katzenjämmerlich zumute gewesen wie jetzt. Und dieses unheimliche Gebimmel der Totenglocke - es war zum Verrücktwerden!

Es zog abscheulich da oben an dem allen Winden ausgesetzten Schlossbergweg, und hörbar klatschten die nassen Hosen um Dyslis halberfrorene Beine. Je mehr er sich dem Schlosse näherte, desto langsamer und vorsichtiger wurden seine Schritte. Schwer schnaufend blieb er plötzlich stehen. Die Mühlemann Babe war ihm eben wieder in den Sinn gekommen, von der der fromme Unkrautsamenmischer vorhin da unten gefaselt hatte. Starr blickte er zum mächtig hohen Wehrturm empor, aus dessen breiten Luken unter dem Dach das grauenerregende Heulen der Glocke ertönte. Sollte wirklich die Babe - - - ? Eiskalt lief es dem Wächter über den Rücken. - Da oben sollte er zum Rechten sehen? Er, der alte Dysli Ruedi, so ohne Schiessgewehr! Langsam drehte er sich um und blickte verstohlen den Weg hinunter. Aber da war's ihm, als hörte er den Grimm Hans rufen: Vorwärts, zum Donnerwetter, hinauf ins Schloss! Um sechs Uhr Rapport! - Und Rapport! Rapport! bellte unaufhörlich die Glocke.

Dysli blickte wieder wie gebannt hinauf zum Turm. Die Pflicht rief. Durch eine tapfere, unerhört mutige Tat konnte er vielleicht sein Verbleiben im Amt erwirken oder die Entlassung doch wenigstens noch einige Zeit hinausschieben. Es musste sein! Der Maritz Köbel würde ja sonst verrückt vor Schadenfreude. Nach einem kurzen Stossgebet, in dem er sich und, in einem Nachsätzchen, rasch auch noch seine brave Lisabeth - fast hätte er sie vergessen - dem Herrn über Leben und Tod empfahl, setzte sich der Nachtwächter mit kleinen, bedächtigen Schritten wieder in Bewegung, die Halparte krampfhaft mit der rechten Faust umklammert, in der Linken die leise klirrende Laterne. Um seine sonst nie versagende Kaltblütigkeit und Tapferkeit zurückzugewinnen, murmelte er beständig „Simon Pankraz, Simon Pankraz!" vor sich hin. So hiess

der urgrossväterliche Held von Sankt Jakob, dessen Namen, wie auch diejenigen seines Sohnes, des Enkels und des Urenkels neben dem Brandzeichen des städtischen Zeughauses auf dem Halpartenschaft eingekratzt waren.
Jetzt kam schon ganz deutlich das altersgraue Gemäuer des Schlosses mit den unheimlich drohenden Schiessluken und den vergitterten Fenstern in der Ringmauer zum Vorschein. Das Heulen der Glocke wurde ohrbetäubend. Dysli schlich sich lautlos nur noch auf den Fusspitzen weiter. Sein Simon Pankraz-Kampfruf wurde leiser und leiser und erstarb endlich ganz auf seinen Lippen. Und plötzlich starrte er wie gebannt auf den vor ihm stehenden finstern Torturm. - Was war denn das? Sah er recht? Das Tor war geschlossen!
Fast hätte Ruedi vor Freude laut aufgeschrien. Das Stossgebet hatte gewirkt, und das Ausführen der ihm zugemuteten unerhörten Tat war ihm gnädig erlassen worden. Straff richtete sich der Nachtwächter wieder hoch und stellte sich mit gespreizten Beinen in Positur, als gälte es, den Wächterruf erschallen zu lassen. Bis in die Fingerspitzen verspürte er auf einmal wieder unerschütterlichen Mut und kecke Zuversicht. Mit einem lauten „Simon Pankraz!" schlug er die eiserne Spitze des Halpartenschaftes kräftig auf das Pflaster, dass die alte Waffe klirrte. Da verstummte urplötzlich die Glocke.
Eine unheimliche Stille trat ein. Erschreckt blickte Ruedi zum Turm hinüber. Sein Atem stockte, und das Herz stand ihm still. Mit entsetzten Augen stierte er regungslos nach den dunklen Eschen am Fusse der Ringmauer hinüber. Aus einer der Luken unter dem Turmdach hatte er eben ganz deutlich eine hellschimmernde Gestalt mit klatschendem Geräusch blitzschnell in die Eschen hinunterfahren sehen, und im gleichen Augenblick ertönte rechts neben ihm unter der finstern Buchshecke am Weg, kaum zehn Schritte entfernt, ein mark- und beinerschütternder, langgezogener und weher Schmerzensschrei.
Ruedi spürte, wie sich seine nassen Haare unter dem Dreispitz sträubten. Entgeistert starrte er hinüber zur Hecke. Der Schlag traf ihn fast von dem Grauenhaften, das er dort sah: einen bleichen Totenkopf mit feurigen Augen, die stier zu ihm hinüber glotzten. Und jetzt wurde es in der Hecke lebendig. Die feurigen Augen verschwanden urplötzlich, und ein gellendes, grässliches Klagegeheul erscholl durch die Stille der Nacht und gleich darauf wieder der grauenhafte, langgedehnte und wehe Todesschrei. Mit entgeisterten Augen stierte Ruedi in die finstere Hecke. Heftig klirrte die Laterne in seiner Linken. Kalter Schweiss trat ihm auf die Stirne. Zähneklappernd riss er sich endlich herum und rannte so schnell als es seine schlotternden Beine erlaubten, immer wieder einen entsetzten Blick nach rückwärts werfend, den Weg hinunter.
Das Grauen und Entsetzen des Nachtwächters löste sich erst ein wenig, als er, laut schnaufend und stolpernd, wieder in der Nähe der Wohnhäuser an-

langte. Beim neuen Pfistereigebäude am Eingang zum Kronenplatz machte er halt und stellte die rasselnde Laterne auf den Boden. Sein Herz hämmerte wie toll, und die schlotternden Beine trugen ihn kaum mehr. Um nicht zu fallen, musste er sich, die Halparte krampfhaft vor sich auf den Boden stemmend, mit dem Rücken an die Hausmauer lehnen. Seine starren Blicke glaubten immer wieder, den grässlichen Totenkopf mit den feurigen Augen zu sehen, und das Gellen der grauenhaften Schreie wollte in seinen Ohren nicht mehr verstummen. Noch nie in seinen vierzig Jahren Nachtdienst hatte Ruedi so etwas erlebt. Da war ja der Handstreich des Urahnen ein Kinderspiel dagegen. Vor der geköpften Babe und vor dem leibhaftigen Teufel hätte wohl auch Simon Pankraz - Gott hab' ihn selig - mitsamt seiner Halparte Reissaus genommen.

Lange, lange dauerte es, bis Dysli wieder einigermassen zu sich selber kam. Erst als er neuerdings in seinen nassen Kleidern zu frieren begann, erinnerte er sich, dass sein Dienst noch lange nicht zu Ende war. Dem heimlichen Wächter war er bisher noch nicht begegnet, und auch der Ronder wird ihn schon lange gesucht haben. Das verrückte Läuten musste diesen Herrn aus dem Zweiunddreissigerrat schon längst aus den warmen Federn getrieben haben. Uebrigens war es wohl auch höchste Zeit, den Hochwächter auf dem Kirchturm zu fecken. Vorsichtig und misstrauisch, wie vom schlechten Gewissen geplagt, blickte Dysli an der Ecke des Pfistereigebäudes zum Kronenplatz hinüber. Aber dieser lag wieder finster und menschenleer da. Die Stille der Nacht unterbrach nur das eintönige Plätschern des Brunnens, dieses verfluchten Brunnens, den Ruedi angelegentlich dem Teufel empfahl. Raschen Schrittes setzte er hinüber zu den finstern Lauben unter dem massigen Gebäude des ehemaligen Gasthofes zum Ochsen, jeden Augenblick gewärtigend, hinter irgendeinem Strebepfeiler auf den Ronder zu stossen.

Rasselnd schlug die alte Uhr am Schaltorbogen halb eins, als der Nachtwächter, immer wieder einen scheuen Blick zurückwerfend, die Bärengasse durchquerte, um durch das Beginengässchen hinauf zur Kirche zu gelangen. Oben bei der Stadtschreiberei neben der hohen Kirchhofmauer machte er halt und griff nach seinem Horn. Hier wohnte der Stadtschreiber Samuel Rüthi, der ihm fast jede Woche mit Lammsgeduld schrieb, er solle nun endlich die sechs Batzen zahlen, sonst müsse er die Busse absitzen. Noch einen giftigen Blick warf Ruedi hinunter ins Totengässchen, wo der Maritz Köbel jetzt wohl selig schnarchen mochte, dass die Balken krachten; dann rief er mit lauter Stimme über die hohe Kirchhofmauer hinauf zum Turm: „Wächter, wach wohl und halt gut Sorg; blas auf dein Horn!"

In einer der schwach erhellten Fensterluken des Wächterkämmerchens im

Turmhelm erschien die dunkle Gestalt des Hochwächters. Ein kurzer Hornstoss erscholl von oben herab; dann rief Dysli wieder mit lauter, leiernder Stimme hinauf: „Halt gute Wacht! Behüt uns Gott und die ganze Stadt!“ Diesem zweiten vorschriftsmässigen Anruf sandte er mit aufgeblasenen Backen einen kurzen Hornstoss nach. Er klang gräulich; denn das Horn war noch verstopft vom Wasser. Aber Ruedi fand, für den Alten da oben sei er noch lange schön genug.
Aergerlich warf er das an einer schwarzweissen Kordel hängende Horn auf den Rücken zurück und wollte eben seinen Rundgang zu den Stadttoren antreten, um festzustellen, ob sie von den Torwächtern verschlossen worden waren, da rief ihm der Hochwächter mit dünner Stimme von oben zu: „Du, Ruedi, was hat's denn drüben im Schloss gegeben, dass sie so verrückt läuten mussten?“
Unwirsch und ohne zu antworten trat der Wächter seinen Rückweg an. Das hätte gerade noch gefehlt, dass er jetzt dem alten Grimm Sepp da oben auch noch Red und Antwort stehen sollte. Aber schon nach wenigen Schritten besann er sich eines Bessern, blieb stehen und rief mit gewaltiger Stimme, die im Totengässchen, wie auch im Schlafzimmer des Stadtschreibers gehört werden musste, zum Turm hinauf: „Den Grind haben sie ihm oben abgehauen, dem Maritz Köbel!“

3

Das mitternächtliche Läuten hatte natürlich auch im Schloss selber nicht geringe Aufregung und Aerger verursacht. Schon nach den ersten Glockenschlägen war der Landvogt, nur mit einem Schlafrock bekleidet und mit einer brennenden Kerze in der Hand, aus dem Schlafzimmer in die grosse Halle seiner Wohnung hinausgestürzt. Hastig riss er dort eines der nach dem Hof gelegenen Fenster auf und spähte mit ängstlichen Blicken die Häuserfronten und die Türme ab. Dann rief er nach der offenstehenden Türe des Schlafzimmers, aus der aufgeregte Fragen der Landvögtin und der Kinder ertönten, beruhigend zurück: „Nein, nein, es brennt nicht, seid nur ruhig“.
Unten lag der Hof in tiefer Finsternis. Stürler riss heftig an dem neben dem Fenster hängenden Glockenzug, um den Gefängniswärter zu alarmieren. Aber das wimmernde Glöcklein drüben am Pfistereigebäude wurde laut übertönt durch die heftigen Schläge der Turmglocke. Hinten im Schlosshof schrie aus einem der vergitterten Zellenfenster ein Häftling mit wütender Stimme in den Schlosshof hinaus, wenn es brenne, solle man den Gefangenen auf-

machen, sie möchten nicht bei lebendigem Leibe verbrennen. Der Landvogt rief ihm zu, es brenne nirgends im Schloss, sie sollten sich nur ruhig verhalten dahinten.
Jetzt wurde drüben im ersten Stock des Pfistereigebäudes ein Fenster aufgerissen. In der Oeffnung erschien Oberst von Stettenbach im Nachthemd. „Was soll denn dieser Skandal?" schrie er erregt zu Stürler hinüber.
„Jemand muss die Armesünderglocke läuten", antwortete dieser zurück, indem er mit der Hand das Kerzenlicht abblendete und angestrengt zu den Luken unter dem Dach des hohen Wehrturmes hinaufblickte.
„Na so was! Unerhört! Und niemand macht dem Unfug ein Ende?"
„Ich warte nur, bis es dem bequemen Monsieur Blaser endlich gefällt, zum Vorschein zu kommen."
Aergerlich zog Stürler wieder so heftig am Glockenzug, dass dieser plötzlich oben abriss und das schwere, mit bunten Glasperlen brodierte Band klatschend auf die rote Fliesendiele fiel.
„Wo zum Teufel stecken denn die Landjäger?" rief Stettenbach wieder mit lauter Stimme durch das Heulen der Glocke hinüber.
„Der Wachtmeister liegt seit gestern krank im Bett. Er hat einen Hexenschuss erwischt und kann sich nicht mehr rühren. Die beiden Landjäger fahnden diese Nacht in Heimiswil nach dem Brandstifter, der in den letzten acht Tagen schon zwei Bauernhöfe eingeäschert hat. Und der Johannes, diese alte Schlafmütze, lässt sich auch nicht herbei!"
Verärgert und voll Ungeduld hörten die beiden Herren wieder dem ungestümen Läuten zu. Keiner von ihnen sah in der Dunkelheit, wie der grauköpfige Pferdebursche, der schon seit geraumer Zeit, die Hände in den Hosentaschen vergraben, unten im Hof stand und mit offenem Mund zum Wehrturm hinaufblickte, plötzlich lautlos aus seinen Holzschuhen schlüpfte, diese unter den Armen versorgte und sich mit langen Schritten barfuss nach dem Pferdestall zurückschlich.
Endlich knarrte unten die Türe der Gefängniswärterwohnung. Im schwach beleuchteten Gang erschien die halbbekleidete Gestalt Blasers und hinter ihm seine Frau im Nachthemd. Aus dem Innern der Wohnung ertönte angstvolles Weinen der Kinder.
„Endlich, Blaser, das hat aber lange gedauert!" rief ihm Stürler gereizt hinüber. „Steigt sofort in den Turm hinauf und schaut nach, wer sich da untersteht, mitten in der Nacht einen solchen Spektakel zu machen."
Ein halblautes, erschrockenes „Um Gotteswillen" der Frau Blaser wurde laut. Dann hörte man einen Augenblick lang nur noch das wilde Bellen der Glocke. Endlich antwortete Blaser mit wackeliger Stimme: „Ja - jawohl - gnä-

diger Herr - ich hole nur noch meine Laterne". Drinnen in der Wohnung erscholl ein neues, mehrstimmiges Aufheulen der Kinder. Dann schloss sich die Türe wieder.

Es dauerte geraume Zeit, bis der Gefängniswärter, diesmal vollständig bekleidet, mit einer kleinen brennenden Blendlaterne aus Horn vor die Türe trat und mit schlürfenden Schritten in dem nach dem Wehrturm führenden Korridor neben dem Pfistereigebäude verschwand. Schimpfend schloss der Oberst sein Fenster, dass die daran hängenden Schliffscheibchen heftig klirrten, während Stürler seiner Frau in das Schlafzimmer beruhigend zurief, jetzt steige Blaser endlich in den Turm hinauf.

Aber mit dem Hinaufsteigen in den unheimlichen Turm hatte es der biedere Gefängniswärter durchaus nicht so eilig. Die kleine Laterne in einer Tasche versorgend, versicherte er sich vorerst an einem der Hoffenster oben im langen Gang des die beiden Haupttürme miteinander verbindenden neuen Mittelbaues über dem oberen Torbogen, ob der Landvogt noch immer an seinem Fenster warte. Und als er befriedigt festgestellt, dass sich Stürler bereits in seine Wohnung zurückgezogen hatte, schlich er sich langsam, die Blendlaterne in der Linken und einen dicken, scharf geladenen und gespannten Fauster in der Rechten vor sich herstreckend, zu der einzigen Eingangstüre des Turmes. Diese stand, wie gewohnt, halb offen. Unheimlich dröhnten aus dem finstern Innern des Turmes die harten Schläge der Glocke herunter. Ein dumpfer, modriger Luftzug schlug dem Gefängniswärter aus dem Raum, in dem man die Verbrecher zu foltern pflegte, entgegen. Blaser spürte, wie sich seine Stirne mit Angstschweiss bedeckte und wie das Grauen ihm bis in die Gedärme hinunterkroch. Mit zitternder Hand zog er die Türe zu, drehte den mächtigen, verrosteten Schlüssel zweimal um und steckte ihn hastig in die Tasche. Dann rannte er so rasch ihn seine kurzen, dicken Beine tragen konnten nach dem nahen, an der hohen Ringmauer befindlichen Abort von Stettenbachs Wohnung und verriegelte, kaum eingetreten, mit schlotternden Händen die Türe.

Erst als die unheimlichen Schläge der alten Glocke, die sonst nur bei Hinrichtungen geläutet wurde, endlich verstummt waren und im ganzen Schloss wieder Totenstille herrschte, getraute sich Blaser aus seinem Versteck hervor. In grosser Angst hatten ihn die Seinen erwartet und bestürmten ihn nun mit tausend Fragen. Er hatte Mühe, die aufgeregten Gemüter wieder zu beschwichtigen, und gebot endlich energisch Ruhe, als er unbedingt erzählen sollte, wen er oben im Turm bei der Glocke gefunden habe. Man schlief schlecht während des Restes der Nacht; denn von den Kindern schreckte bald dieses, bald jenes weinend aus schrecklichen Angstträumen auf.

Nach Sonnenaufgang hielt es Blaser im Bett nicht mehr aus. Rasch kleidete er sich an, um nun bei Tageslicht den Turm zu untersuchen, bevor ihn der Landvogt zum Rapport bescheiden würde. Erleichtert stellte er an der alten, schweren Turmtüre fest, dass sie immer noch gut verschlossen war. Der geheimnisvolle Läuter musste daher auf alle Fälle noch eingeschlossen sein; denn ein Entweichen aus dem fensterlosen Turm war unmöglich. Bis zu den hochgelegenen breiten Luken unter dem Dach reichte selbst die längste Leiter nicht hinauf, und ein Hinunterklimmen am Seil war so gut wie ausgeschlossen.

Schmale, uralte hölzerne Treppen führten an den sechs Fuss dicken Mauern des Turmes von einem Boden zum andern bis hinauf zum obersten unter dem Dach, wo die Glocke hing. Das spärliche Licht, das durch die wenigen, kaum zwei Hand breiten Luken in das dämmerige Halbdunkel des Turminnern drang, genügte dem Gefängniswärter immerhin, jeden Winkel der vollständig leeren Zwischenböden genau zu untersuchen.

Nach seinem Fauster in der Tasche tastend, erklomm Blaser endlich nach vergeblichem Suchen keuchend und mit heftig klopfendem Herzen die letzte Treppe und hob vorsichtig seinen Kopf aus der schmalen Oeffnung im obersten Boden. Sprachlos, mit offenem Munde, schaute er sich um. Sein schwammiges, rundes Vollmondgesicht wurde länger und länger, und seine gelben, schläfrigen Schweinsäuglein öffneten sich weit vor Staunen. Der taghell beleuchtete Raum war menschenleer.

Sobald sich der Gefängniswärter von seiner Ueberraschung etwas erholt hatte, schob er seinen dicken, schwerfälligen Leib durch die Treppenöffnung und betrat den Boden. Fünf von den acht grossen Luken an den Turmwänden waren geschlossen, die Bretterladen der übrigen drei nach innen geöffnet. Verwundert den Kopf schüttelnd, schaute Blaser zu der mitten im Raum vom Dachstuhl herunterhängenden alten Glocke hinauf und betrachtete aufmerksam den neben ihr fast bis zum Fussboden reichenden Zugstrang. Beide hingen regungslos und verstaubt, als wären sie seit Jahren nicht mehr in Bewegung gewesen. Ungläubig blickte der Gefangenenwärter wieder in das dämmerige Zwielicht des Dachgebälkes hinauf. Unzählige alte Dohlennester, aber nicht das geringste Verdächtige war dort zu erblicken.

„Das soll der Teufel verstehen," brummte Blaser und schüttelte immer wieder seinen dicken Schädel. Wie hatte sich dieser geheimnisvolle nächtliche Läuter aus dem Staube machen können? Nochmals durchforschte der Wärter den ganzen Raum und spähte mit scharfen Blicken wieder hinauf ins Dachgebälk, aber alles Suchen war vergeblich. Fluchend entschloss er sich endlich zum Rückzug. Im Abstieg durchstöberte er zum zweiten Mal eingehend das

ganze Innere des Turmes, drehte den Türschlüssel endlich wieder zweimal um und versorgte ihn in seiner Tasche.
Als Blaser eben seine Wohnung betreten wollte, rief ihm die Marianne, die alte Herrschaftsköchin, über den Hof hinüber zu, der gnädige Herr Schultheiss wünsche ihn sofort in der Kanzlei zu sprechen.
Kaum hatte der Gefängniswärter die grosse Schreibstube betreten und untertänig seinen Morgengruss vorgebracht, drehte sich der Landvogt, der schon seit einer Weile mit auf dem Rücken verschränkten Armen ungeduldig auf und ab geschritten war, hastig dem Eintretenden zu.
„Und, Blaser, wer war's? Wer hat uns diesen nächtlichen Spektakel gemacht?"
„Wenn ich das nur selber wüsste, gnädiger Herr! Ich habe diese Nacht das ganze Innere des Turmes mit meiner Laterne durchforscht und bin, nachdem das Läuten kaum verstummt war, auch oben im Dachboden bei der Glocke gewesen; aber es war nichts, rein nichts zu finden. Die Turmtüre, die wie gewohnt offen war, habe ich nachher mit dem Schlüssel geschlossen und diesen mitgenommen. Und vorhin bin ich nochmals in den Turm hinaufgestiegen und habe ihn wieder von unten bis oben gründlich durchstöbert, aber nicht die geringste Spur von dem Läuter gefunden."
„Unsinn, Blaser, das ist doch nicht möglich!" Wie wenn er einen Geisteskranken vor sich hätte, blickte Stürler verblüfft dem Gefängniswärter in das fette Gesicht.
„Gnädiger Herr, so wahr ich hoffe, einmal selig zu werden, es ist wie verhext; ausser Ratten und Fledermäusen befindet sich im ganzen Turm kein lebendes Wesen."
Ungläubig den Kopf schüttelnd, starrte der Landvogt seinen Untergebenen an, als müsste er auch jetzt noch an dessen Zurechnungsfähigkeit zweifeln. Dann schritt er wortlos wieder im Zimmer auf und ab. Von Zeit zu Zeit blieb er, in tiefes Nachdenken versunken, einen Augenblick stehen. Steil über der Nase hatte sich eine tiefe Falte des Unmuts in seine hohe Stirne gegraben. Endlich wendete er sich wieder dem Wärter zu.
„Unglaublich, Blaser, wer kann uns so zum Narren halten! Habt ihr den Turm wieder gut verschlossen?"
„Es ist unmöglich, dass ihn wieder jemand betreten kann. Zweimal habe ich den Schlüssel umgedreht und ihn dann mitgenommen."
„Und die Gefangenen waren sicher alle gut hinter Schloss und Riegel diese Nacht?"
Blaser lachte kurz auf und schüttelte energisch den Kopf. „Von denen kam sicher keiner heraus, gnädiger Herr."
„Und das untere Schlosstor war, wie gewohnt, verschlossen?"

„Es wird jede Nacht von den Landjägern geschlossen und verriegelt."
„Gebt mir den Schlüssel her, ich werde ihn selber in Verwahrung nehmen. Und jetzt, Blaser, holt ihr mir zum Verhör die sämtlichen Schlossbewohner, ausgenommen den Wachtmeister und die Angehörigen meiner und eurer Familie. Die Leute sollen im Vorzimmer warten bis sie gerufen werden. Sobald die beiden Landjäger zum Vorschein kommen, schickt ihr sie ebenfalls her. Ihr könnt gehen."
Eine gute Stunde dauerte das peinliche Verhör, aber am Schlusse wusste Stürler genau so viel über den geheimnisvollen Störenfried wie am Anfang. Die einvernommenen Schlossbewohner machten dumme und beleidigte Gesichter, als sie merkten, dass man sie mit dem nächtlichen Spektakel in Verbindung bringen wollte. Keiner von ihnen hatte auch nur den geringsten Verdacht auf einen mutmasslichen Täter.
Enttäuscht und verärgert verliess Stürler endlich die Kanzlei, um sich zum Frühstück in seine Wohnung hinüber zu begeben. Die alte französische Stockuhr auf der Konsole zwischen den beiden Fenstern schlug eben mit hellen, raschen Schlägen sieben Uhr, als der Landvogt das Esszimmer betrat. Graf Stettenbach sass bereits am gedeckten Tisch und strich sich Butter und Honig auf die weissen Brötchen. Sein Gesicht war grau und sah verärgert und übernächtig aus. Stürler bemerkte schon beim Eintreten, dass die Luft offenbar wieder einmal dick war. Sein Morgengruss wurde vom Obersten kaum mit einem kurzen Kopfnicken beantwortet. Ohne die gewohnte Plauderei während des Frühstücks zu eröffnen, setzte er sich daher stumm an seinen Platz und füllte sich die Tasse mit Milch, während ihm die Zofe die geschliffene Kristallplatte mit dem Käse reichte. Tief in Gedanken versunken, grübelte er seinem neuesten, ganz merkwürdigen Untersuchungsfall nach.
„Na, was war denn das für ein Skandal diese Nacht?" forschte nach geraumer Weile Stettenbach mit gedehnter Stimme, indem er Tasse und Teller von sich schob, ächzend die Beine unter den Tisch streckte und sich in seinem Stuhl zurücklehnte. Stürler berichtete ihm ausführlich über den Verlauf und das Ergebnis seiner Untersuchung. Aufmerksam hörte der Graf zu, ohne seinen stechenden Blick vom fünfarmigen, silbernen Kerzenleuchter auf dem Kaminsims an der gegenüberstehenden Wand zu wenden. „Na so was!" platzte er endlich hervor, indem er sich mühsam erhob und hinkend mit Hilfe seines Stockes der Türe zuschritt.

4

In ganz Burgdorf war das nächtliche Läuten an diesem Morgen das ergiebigste Stadtgespräch. Des Fragens war kein Ende, aber niemand wusste Bescheid. Erst im Laufe des Vormittags, als Babette Engel, wie jeden Morgen, im Städtchen ihre Einkäufe für die Herrschaft besorgte, vernahm man durch sie, es sei droben im Schloss schon früh eine grosse Untersuchung durchgeführt worden, die aber ohne jedes Ergebnis geblieben sei. Der Turm, erzählte die Zofe, der übrigens immer geschlossen und noch in der Nacht untersucht worden sei, sei vollständig leer gewesen, und von dem geheimnisvollen Läuter fehle jede Spur.

Ueber die Mittagszeit kam dann aus der Unterstadt herauf das Gerede, der Nachtwächter Dysli, der während des Läutens in den Turm hinaufsteigen wollte, um dort zum Rechten zu sehen, habe am verriegelten Schlosstor wie verrückt gerüttelt und gepoltert, um Einlass zu erhalten, aber von den Landjägern, die sonst ungerufen ihre gwundrigen Nasen in alles steckten, habe sich keiner hinausgetraut, um zu öffnen. Plötzlich sei, als das Läuten eben aufhörte, aus einer Luke unter dem Dach des Folterturms eine geköpfte Gestalt im weissen Gewand, den Kopf unter dem Arm, in die Eschen über dem Schlossgraben hinuntergeflattert und habe dem Nachtwächter ihren Schädel vor die Füsse geworfen. Ein Totenkopf mit feurigen, glotzenden Augen sei es gewesen, und der habe grässlich geschrien. Und als der Wächter den Kopf habe aufheben wollen, sei dieser plötzlich verschwunden. Ringsum habe es nachher entsetzlich nach Schwefel gerochen.

Mit Windeseile flog die Schauermär von Gasse zu Gasse. Die einen ärgerten sich, die andern lachten über diesen blühenden Unsinn; aber naive Leute und namentlich die für Romantik empfänglichen Jugendlichen, denen es beim Anhören dieser gruseligen Geschichte kalt über den Rücken hinauflief, taten das ihrige dazu, so dass das Gerede bald in allen möglichen Variationen immer neu herumgeboten wurde. Und als am Nachmittag bekannt wurde, dem Landjägerwachtmeister, der während des Läutens in den Folterturm hinaufgestiegen, sei von dem Gespenst mit einem alten, rostigen Pistol in den Rücken geschossen worden, so dass er jetzt mit einem Schuss im Kreuz todkrank im Bett liege und sich nicht mehr rühren könne, da lief der jedem Burgdorfer unheimlich klingende Name der Mühlemann Babe plötzlich wieder von Mund zu Mund.

An einem Nachmittag des letzten Frühlings hatten spielende Knaben im Gestrüpp des Stadtgrabens die Leiche eines neugeborenen Kindes gefunden. Von den städtischen Behörden war damals sofort eine strenge Untersuchung angeordnet worden, in deren Verlauf der Verdacht des Kindsmordes je länger je mehr auf die etwas übel beleumdete und daher stadtbekannte Barbara Müh-

lemann, die Frau eines in holländischen Diensten abwesenden Soldaten, fiel. Diese bestritt entschieden die unheimliche Tat, so dass sich der Kleine Rat genötigt sah, die Verdächtige durch die zwei Hebammen des Städtchens untersuchen zu lassen. Die beiden Sachverständigen erklärten nach vorgenommener Leibesvisitation übereinstimmend, Frau Mühlemann müsse bestimmt erst vor kurzem geboren haben, denn ihre Brüste seien noch voll Milch. Die Angeschuldigte bestritt nach wie vor hartnäckig das ihr zur Last gelegte Verbrechen; aber als ihr oben im Folterturm des Schlosses die Daumenschrauben angelegt wurden, gestand sie endlich unter grässlichen Schmerzensschreien, ihr ausserehelich geborenes Kind nach der verheimlichten Geburt ohne Nahrung und Pflege liegen gelassen und nach acht Tagen vom Wehrgang an der Ringmauer beim alten Barfüsserkloster in den Stadtgraben hinuntergeworfen zu haben. Das städtische Hochgericht erklärte Frau Mühlemann schuldig des Ehebruches, der Geburtsverheimlichung, sowie des Kindsmordes und verurteilte sie zum Tode durch das Schwert. Kurz darauf, am 5. Mai, erfolgte in Anwesenheit einer grossen Volksmenge die Hinrichtung unten an der Kirchgasse auf dem Platze vor dem Stadthaus. Unmittelbar vor dem Todesstreich, als der Scharfrichter schon mit dem langen Schwert neben Frau Mühlemann auf dem Schaffot stand und ihr das letzte Wort erteilt wurde, damit sie öffentliche Abbitte leiste und Gott um Vergebung ihrer Sünden anflehe, hatte die unglückliche Frau in ihrer Todesangst aufgeschrien und mit ihrer von Tränen erstickten Stimme laut ihre Ankläger, die Richter und die ganze Stadt verflucht, bis der Scharfrichter endlich auf einen Wink des Venners Kupferschmid der aufregenden Szene ein Ende machte.

Schon unmittelbar nach der Hinrichtung war unter den Zuschauern darüber hin- und hergestritten worden, was die Mühlemann Babe eigentlich alles geschrien habe. Keiner wusste so recht Bescheid; denn die schwer verständlichen Lamentationen waren allzu oft vom Läuten der Armesünderglocke übertönt worden. Aber jetzt wurde plötzlich, namentlich von ältern Schulbuben, denen man aus erzieherischen Gründen, zur Lehr und Warnung, die besten Zuschauerplätze unter den Bogen der Weibermarktlaube angewiesen hatte, steif und fest behauptet, die Babe habe gedroht, wenn man sie nicht leben lasse, werde sie nach ihrem Tode nachts auf einem Besen, den Kopf unter dem Arm, durch alle Gassen reiten, die Pest in das verfluchte Städtchen bringen und nachher selber die Totenglocke läuten. Von den meisten Erwachsenen und namentlich von den Amtspersonen, die der Hinrichtung beigewohnt hatten, wurde das entschieden bestritten. Aber der Unsinn hat mächtig lange Beine, und vorläufig schritt er geschwätzig durch all die Gassen und Gässchen, um den vielen Leicht- und Abergläubischen Angst und Schrecken einzujagen.

5

Einer der wenigen, die an diesem Nachmittag von den im Städtchen zirkulierenden Gerüchten bisher verschont geblieben, war Oberst Anton von Stettenbach. Sein langes Verweilen im Nachthemd am offenen Fenster war seiner Gesundheit nichts weniger als zuträglich gewesen. Schon am Morgen hatte er wieder ein heftiges Reissen in seinem Gichtbein verspürt, so dass er sich das Mittagessen in seiner Wohnung servieren lassen musste. An den sich neuerdings wieder einstellenden Schmerzen im Bein mochte übrigens auch der plötzlich eingetretene Wetterumschlag schuld sein. Seit dem Vormittag prasselten fast ununterbrochen kalte Regenschauer über die Dächer in den Schlosshof hinunter, dessen Rinne sich zeitweise schrittbreit mit Wasser füllte.

Die langen, hagern Beine in eine dicke Wolldecke gehüllt, sass Stettenbach im hohen, ledergepolsterten Lehnstuhl vor dem Kamin seiner Wohnstube. Die sprätzelnden und ab und zu laut knallenden Eichenklötze strömten eine behagliche Wärme aus. Weissgraue Wölklein aus des Obersten langer, weisser Tonpfeife schlichen sich träge an den hohen, die ganze Wand verdeckenden und mit Büchern vollgestopften Regalen entlang nach den Fenstern und schienen sich im gemächlichen Vorüberschweben neugierig die Titel auf den Rücken der in Leder und Schweinshaut gebundenen Bände anzusehen.

Als Lektüre hatte sich Stettenbach aus seiner Bücherei einen kurzen, dickleibigen alten Schmöker, ein aus der Hackianischen Offizin stammendes Exemplar der Lustspiele von Plautus, vorgenommen. Sowohl der lateinische mit Humor und Pikanterie gewürzte Text, wie auch die witzigen, zierlichen Randglossen eines unbekannten Vorbesitzers des Buches schienen den Obersten trotz seiner zeitweiligen Schmerzen in angenehme Stimmung zu versetzen, denn ab und zu lachte er beim Lesen behaglich vor sich hin. Dieses stillvergnügte, in sich gekehrte Lachen und die sich dabei an den ergrauten Schläfen bildenden Krähfüsse verliehen dem alten, sonst so strengen Soldatenkopf etwas Gewinnendes, fast Anziehendes, das man im täglichen Verkehr mit ihm nur zu oft vermisste.

Den Zeigefinger zwischen die Blätter klemmend, legte der Oberst das Buch einen Augenblick in den Schoss und blickte sinnend in die langsam verglimmende Glut des Kaminfeuers. Ausgerechnet auch dieser köstliche alte Römer war von dem in sittlichen Dingen übertrieben strengen Dekan Gruner da unten im Städtchen so schnöde empfangen und zurückgewiesen worden. Stettenbach hatte den orthodoxen und schonungslos jedem die Wahrheit ins Gesicht schleudernden greisen Pfarrer nie recht leiden mögen. Er hatte sich in seinen Predigten schon zu oft selber getroffen gefühlt. Der alte Dekan schrieb nicht

nur selbst eine Unmenge von Büchern, er sammelte auch solche mit grösstem Eifer für die von ihm gegründete Stadtbibliothek, und er liess keine Gelegenheit vorübergehen, ohne die ihm über den Weg laufenden literarisch oder wissenschaftlich interessierten Bürger des Städtchens als Donatoren zu gewinnen. Mehr um ihn zu ärgern, als um ihm eine Freude zu bereiten, hatte ihm Stettenbach letztes Jahr eine Anzahl Bücher, die sich allerdings nicht gerade als Lehrmittel für den Konfirmandenunterricht eigneten, ins Pfarrhaus hinuntergeschickt; aber die meisten waren prompt zurückgekommen. Der alte, brave Plautus hatte in der strengen Zensur das Prädikat « unmoralisch » weggekriegt, dem robusten Apuleius ging es nicht besser, und von den ebenfalls zurückgewiesenen Schriften Voltaires stand auf dem Begleitzettel mit zittriger Hand geschrieben, dieser Voltaire, der durch seine Schandbücher bereits so viele Menschen zum Deismo und zum Atheismo verführt habe, hätte mehr als Servet verdient, verbrannt zu werden.

Eben hatte die alte Turmuhr langsam und träge die vierte Nachmittagsstunde geschlagen, da pochte es sachte an die Türe. Ueber das Gesicht des Obersten huschte ein befriedigtes Lächeln. Das musste die von ihm zu strenger, militärischer Pünktlichkeit erzogene Kammerzofe mit dem Vieruhrimbiss sein. Auf sein scharf kommandiertes „Herein" betrat Babette Engel, ein gefülltes Servierbrett auf der Hand haltend, die Stube, machte behutsam einen artigen Knicks und näherte sich langsam dem grossen eichenen Tisch in der Mitte des Raumes. Mit dem Stumpfnäschen in der Luft schnuppernd, betrachtete sie entsetzt die dicken Rauchschwaden, die sich vorn an den Fenstern gestaut hatten.

„Aiiih, Herr Oberist, wenn euch jetzt der Herr Dechant so beim Tabaktrinken sähe, er würde euch ganz bestimmt vor das Sittengericht zitieren!"

„Ach was, dummer Bengel, lass mich mit dem alten Pfaffen da unten in Ruhe!"

Aergerlich nahm Stettenbach die Wolldecke von den Knien und warf sie neben dem Lehnstuhl auf den Boden. Vor dem jungen Mädchen mochte er sich nicht als frierender Mummelgreis zeigen. Die Zofe schob behende ein Tischchen vor den Lehnstuhl, bedeckte es mit einer Serviette und richtete darauf ihr Geschirr zurecht.

„Habe ich den Herrn Grafen schon wieder geärgert? Das tut mir so leid!" Mit treuherzig bettelnden Augen blickte das Mädchen den Grafen an, doch aus seinen Mundwinkeln guckte der Schalk.

„Schon recht, Bengelchen, aber mach mir nicht immer so dumme Bemerkungen. Komm, setz dich hieher!"

Während der Oberst seine Pfeife behutsam auf das Tischchen legte, näherte

sich die Zofe wieder lächelnd dem mächtigen Polsterstuhl und setzte sich unbefangen auf eine der Lehnen. Den Arm um ihre Taille legend, tätschelte der alte Soldat ihren molligen Oberschenkel.
„Und, was hat er gesagt, der alte Brummbär da unten?"
„Der Herr Doktor Fankhauser lässt den Herrn Grafen grüssen und ihm mitteilen, er werde erst gegen Abend ins Schloss hinaufkommen können. Für das langweilige Zipperlein des Herrn Oberisten werde es immer noch früh genug sein, hat er gesagt."
„Der alte Flegel!"
„Er habe jetzt alle Hände voll zu tun, da gegen dreissig am Keuchhusten erkrankte und fast erstickende Kinder neben den andern Patienten auf ihn warteten."
„Soso!"
„Ja, das hat er mir im Vorbeigehen hurtig gesagt, als ich ihm auf der Strasse begegnete. Und wisst ihr, Herr Oberist, was man sich da unten erzählt? Es ist mir fast übel geworden beim Zuhören."
„Na, wieder ein Skandälchen, von dem der Meister Messmer heute morgen ausnahmsweise noch nichts wusste?"
Die Zofe schüttelte ernst den Kopf. „Die geköpfte Mühlemann Babe soll es gewesen sein, die letzte Nacht so verrückt die Armesünderglocke geläutet!"
„Unsinn, Mädel. Schwatz mir keinen Blödsinn!"
„Doch, doch, Herr Oberist, hört nur weiter zu. Ueberall im Städtchen erzählten sie mir, der Nachtwächter Dysli, der bis zum Schlossgraben heraufgekommen sei, habe sie ganz deutlich gesehen und sie wiedererkannt. Nach dem Verläuten sei sie vom Turm herab direkt auf ihn zugeflogen, und als er sich mit der Halparte zur Wehr gesetzt, habe sie ihm ihren Kopf zwischen die Füsse geworfen. Feurige Augen habe der gehabt, grässlich geschrien und entsetzlich nach Schwefel gerochen. Und als Dysli den Kopf und das Gespenst mit der Halparte habe erschlagen wollen, da sei plötzlich alles verschwunden gewesen. Der Nachtwächter habe nachher den Verstand verloren und sich im Kronenbrunnen ertränken wollen."
„Jetzt hör' mir aber auf mit diesem verdammten Unsinn, Mädel!" Unwillig schlug Stettenbach mit seiner freien Hand auf die Stuhllehne. „Am Ende glaubst du selber noch an diesen Blödsinn!"
„Ich kann es fast nicht glauben; aber sie sagen es alle so bestimmt, dass doch etwas Wahres daran sein muss."
Der Oberst legte seinen Arm enger um die Taille des Mädchens und sprach beruhigend auf die Zofe ein. „Bengelchen, sei jetzt vernünftig, du wirst doch nicht abergläubisch sein und an Gespenster glauben! Bist ja sonst ein ganz

verständiger Kerl. Du weisst doch, dass nur Dumme und Kinder Gespenstergeschichten glauben. Irgendein frecher Spitzbub, den wir sicher noch erwischen werden, hat uns letzte Nacht zum Narren gehalten. Das ist alles. Die Geschichte mit dem Gespenst, die der blöde Nachtwächter da erzählt haben mag, um sich wichtig zu machen, ist natürlich ein plumper Schwindel. Die Mühlemann Babe wird aus ihrer Grube in der Kirchhofecke sicher nie mehr zum Vorschein kommen."

Halb beruhigt, halb ungläubig blickte Babette in Gedanken verloren auf den kahlen Schädel des Obersten hinunter und streifte dabei fast unbewusst mit der bisher auf der Rückenlehne gelegenen Hand eine der dünnen, die Glatze nur dürftig maskierenden Haarsträhnen von hinten nach der Stirne zu, da erhielt sie plötzlich einen klatschenden Schlag auf die Hand.

„Was sind das für Manieren, Mädel!" Unwillig blickte Stettenbach die Zofe an, die erschrocken aufgesprungen und sich zwei Schritte vom Stuhl entfernt hatte. Der ehemalige Regimentskommandeur Seiner Majestät, des Königs von Preussen, liebte es nicht, zumal in Gegenwart von Vertreterinnen des schönen Geschlechts, an seinen kahlen Schädel erinnert zu werden. In dieser Beziehung war er fast so empfindlich wie der von ihm als Schriftsteller, Stratege und Taktiker so hoch geschätzte Cäsar, der seine Glatze in den Salons und Boudoirs der eleganten Damen Roms stets mit einem Lorbeerkranz zu bedecken pflegte.

Streng wies der Oberst mit der Hand nach dem grossen Tisch hinüber. „Dort, gib mir meinen Lockenschopf her!"

Etwas eingeschüchtert überreichte ihm Babette das Gewünschte. Aber während Stettenbach die gepuderte Perücke auf den Kopf setzte und mit den Fingern daran herumnestelte, blickte ihn das Mädchen wieder mit schelmisch bettelnden Augen an und erklärte schliesslich bewundernd: „Zwanzig Jahre jünger ist der Herr Graf auf einmal geworden. Die Perücke steht seinem schönen Gesicht aber auch wirklich ganz famos."

„Schon recht, Bengelchen," brummte der Oberst und verbiss ein befriedigtes Lächeln. Energisch zog er die Zofe wieder zu sich auf die Stuhllehne. „Damit glaubst du dich natürlich straflos herausgeschmeichelt zu haben. Weit gefehlt! Diese Ungezogenheit erheischt selbstverständlich strenge Bestrafung, und zum warnenden Exempel für die Zukunft verfüge ich als Sühne eine sofort zahlbare Busse bestehend in zwei Küssen! Eins - zwei - drei - !"

Während der Oberst sich lächelnd in den Stuhl zurücklehnte und das Mädchen näher an sich zog, bückte sich die Twannerin zu ihm nieder und küsste ihn zweimal herzhaft auf den Mund. Dann nahm sie seinen Kopf zwischen die Hände und flüsterte ihm ins Ohr: „Grosszügig und freigebig wie der

Herr Graf ist die Babette Engel und zahlt nicht nur die schuldige Busse, sondern ein schönes Trinkgeld obendrein." Damit presste sie nochmals ihre üppigen Lippen auf den Mund des Obersten und entwand sich dann rasch seinen Armen.
„Bravo Bengelchen, so ist's recht! Ich liebe die prompten Zahler. Fein war's; bist halt doch ein Engelchen!" lachte Stettenbach, um dessen rechtes Auge es auf einmal heftig zuckte.
Babette griff zur Feuerzange und stiess die halbangebrannten Holzklötze über der Glut im Kamin zusammen; dann wendete sie sich wieder lächelnd um.
„So, Herr Graf, jetzt ist es aber höchste Zeit, dass sich das Engelchen in seine himmlischen Gemächer zurückzieht, um - zerrissene Strümpfe zu stopfen. Serviteur, mon Colonel!"
Gravitätisch machte sie dem alten Herrn einen tiefen Knicks, indem sie ihren langen Rock graziös mit den Fingerspitzen auf beiden Seiten etwas hochhob, und eilte dann mit tänzelnden Schritten eilig der Türe zu. Lachend blickte ihr der Oberst nach.

6

Auch der Hauslehrer Wagner hatte sich durch das nächtliche Läuten und durch die ihm heute ebenfalls zu Ohren getragenen phantastischen Gerüchte nicht in seiner gewohnten Seelenruhe stören lassen. Von der Twannerin weg waren seine beiden Zöglinge stracks zu ihm gestürmt, um ihm die Geschichte von der Babe zu erzählen und ihn um seine Meinung zu befragen. Es bedurfte seiner ganzen Ueberzeugungskunst, um die geängstigten Gemüter der aufgeregten Buben zu beruhigen und ihnen begreiflich zu machen, dass Gespenster nur in der Einbildung alberner Leute existieren. Ueber die Gespenstergeschichte hatte er herzlich gelacht und sich vorgenommen, aus ihr gelegentlich eine hübsche Ballade zu machen.
Kurz nach dem Einnachten hatte der Regen aufgehört. Eintönig tropfte das letzte Wasser mit dumpfem Ton von den Ziegeln in die Dachrinne hinunter. Ein herber, von Fliederduft gewürzter Erdgeruch drang durch das offene Fenster in Wagners Stube. Der Magister stand in Grätschestellung vor seinem massiven, hölzernen Notenpult und mühte sich auf seinem Fagott mit einer anscheinend ziemlich kniffligen Etüde ab. Die seitwärts am Notenständer befestigte brennende Kerze beleuchtete nur spärlich die kleine Stube. Hell fiel ihr Licht auf die linke Seite des rotbackigen, frischen Gesichtes des Hauslehrers. Der knochige Kopf, die braunblonden, glatt nach rückwärts gebürsteten

Haare, die gutmütig dreinblickenden braunen Augen und die leicht abstehenden Ohren verrieten den Bauernsohn aus dem bernischen Mittelland.
Wagner war durchaus kein Held auf seinem Instrument. Das wusste er selber ganz gut. Aber je mehr Schwierigkeiten ihm die fortschreitenden Uebungsstücke boten, desto zäher und hartnäckiger wurden sein Fleiss und seine Ausdauer. Er hatte sich nun einmal in den Kopf gesetzt, diese Kunst zu meistern, und er zweifelte keinen Augenblick daran, dass es ihm gelingen werde, so gut wie er das Französische, das Lateinische und das Griechische mit nie erlahmender Beharrlichkeit gemeistert hatte. Bei Fleiss und Ausdauer kann uns selbst der Teufel nicht davor sein, dass wir im Zusammenspiel schliesslich ein Stück gleichzeitig fertigbringen, pflegte er jeweilen seine Freunde zu ermutigen, mit denen er sich alle vierzehn Tage in einer Stube auf Metzgern traf zum gemütlichen gemeinsamen Musizieren auf Flöte, Oboe, Klarinette, Fagott und Waldhorn.
In seinem unentwegten Spiel liess sich der Magister auch nicht durch das zeitweilige Schwatzen, Lachen und Schreien des Kakadus stören, der in seinem Bauer im Hintergrund der Stube unablässig auf seiner Stange, wie im Takt zur Musik, einen Fuss hob und senkte und sich dabei beständig schräg vorwärts verneigte. Das allabendliche Musizieren war dem muntern Vogel ein Hochgenuss. Er liebte den Betrieb über alles, und je lauter es dabei in der Stube zu- und herging, desto ausgelassener drückte er seine Freude mit allerhand aufgeschnappten Ausrufen, Lachausbrüchen, Pfiffen und Schreien aus. Die Etüde hatte er nun in den letzten Wochen schon so oft gehört, dass es ihm sichtlich Spass machte, gelegentlich ganze Partien daraus nachzupfeifen. Am meisten schien dem gelehrigen Tierchen der Schluss des Uebungsstückes zu imponieren, wenn die schwerfälligen Fagottöne mit lautem Plaplaplaplaplaplapp in Terzen von oben bis tief hinunterfielen, wie wenn ein Nilpferd im sumpfigen Boden fröhlich davontrabte. Sobald das Finale an die Reihe kam, verfehlte der Kakadu selten, dieses gemütliche Plaplaplapp täuschend ähnlich nachzuplappern.
Graf Stettenbach hatte den Vogel in seinen trübsten Berlinertagen zum Zeitvertreib von der Schwester als Geschenk erhalten. Lange Jahre war er ihm in der verbitterten Einsamkeit ein unterhaltender Stubengenosse gewesen, und da er sich nicht gern von dem muntern Gesellen trennen wollte, hatte er ihn von Berlin nach Bern und schliesslich nach Burgdorf mitgenommen. Aber im letzten Winter, als ihn das Zipperlein so lange und hartnäckig plagte und seine schlechten Stimmungen stark überhand nahmen, war ihm der Schreihals schliesslich verleidet, so dass er recht froh war, als sich der Magister bereit erklärte, ihn in seine Stube hinüberzunehmen. Das gab nun dem Obersten Anlass, Wagner ab und zu in seinem Zimmer aufzusuchen, um sich nach dem Wohl-

ergehen seines Coco zu erkundigen. Der Präzeptor hatte zwar jedesmal das Gefühl, dass diese dem Vogel geltenden Besuche Stettenbach mehr als Vorwand dazu dienten, um sich mit Wagner längere Zeit in lateinischer oder griechischer Sprache über die Ereignisse in der weiten Welt, und namentlich über den preussisch-österreichischen Krieg, zu unterhalten.
Nach einer kurzen, neckischen Tanzmelodie hatte das Fagott eben in eine elegische Kantilene hinübergewechselt, da klopfte es schüchtern an die Türe. Wagner brach das Spiel kurz ab, und im gleichen Augenblick schrie der in erwartungsvolle Aufregung geratene Kakadu, indem er Stettenbachs Stimme täuschend ähnlich nachahmte und seine Kammfedern hochaufsträubte, ein schnarrendes „Herein!"
Durch die Türspalte schob sich ein weisshaariger, runzeliger Frauenkopf.
„Exgüsi, Herr Wagner, darf man einen Augenblick stören?" Der zahnlose, breite Mund der Alten verzog sich zu einem freundlichen Lächeln.
„Ach, du bist's, Marianne? Natürlich darfst du; komm nur herein!"
Wagner löste den Tragriemen, versorgte das Blattmundstück auf dem Notenpult und stellte sein Instrument sorgfältig vor sich auf den Boden. Den Kerzenhalter in der Rechten und ein Bündel frischer Bettwäsche auf dem linken Arm, näherte sich die Köchin schlurfenden Schrittes und löschte mit aufgeblasenen Backen ihr Lichtlein aus.
„Nichts für ungut, Herr Wagner, wenn ich euch so spät noch störe. Ich möchte euch bevor ich ins Bett gehe nur schnell noch etwas fragen. Ihr habt es ja sicher auch vernommen - ihr wisst schon, das Gerede von der Mühlemann Babe, das die Babette aus der Stadt heraufgebracht hat. Die Twannerin ist mir den ganzen Tag mit dem Zeug in den Ohren gelegen, und sie hat mir eine Gespenstergeschichte nach der andern erzählt, bis es mir schliesslich ganz sturm davon geworden ist und ich mich jetzt fast vor der Nacht fürchte. - Aber gelt, Herr Wagner, das ist doch alles nicht wahr, das ist nur dummes Geschwätz?"
Erwartungsvoll blickten die treuherzigen, blauen Aeuglein der Alten zum Hauslehrer auf, während der Kakadu mit ruhiger, tiefer Stimme „Morjen, Coco - Coco brav - Coco brav!" aus dem Hintergrunde der Stube rief.
Nachsichtig lächelnd schüttelte Wagner den Kopf. „Aber, aber, Marianne, muss ich jetzt auch noch dir, wie den Buben, versichern, dass es keine Gespenster gibt! All das dumme Gerede ist doch selbstverständlich purer Unsinn. Die Babe ist geköpft und wird sicher nie mehr aus ihrer Grube zum Vorschein kommen. Darauf kannst du dich verlassen!"
„Grad so sagte es mir heute die Frau Schultheissin, und daheim in Worb hat uns seinerzeit schon der Herr Prädikant Stettler in der Unterweisung versichert, dass Gespenster nur Hirngespinste dummer Leute seien. Ich habe bisher auch

nie an solche geglaubt. Aber das Läuten in der letzten Nacht - es war doch schauderhaft unheimlich. Ich habe mich schliesslich ganz unter die Bettdecke verkrochen und mir mit den Händen die Ohren zugehalten, um die Glocke und die Babette nicht mehr zu hören, die mir immer wieder behauptete, es müsse sich oben im Turm ein Ungeheuer befinden, das uns unser letztes Stündlein einläute."

„Wart nur ruhig ab, Marianne, dieses Ungeheuer, den unverschämten Schlingel, der sich letzte Nacht erlaubt hat, uns so zum Narren zu halten, den wird der Herr Schultheiss schon noch ausfindig machen. Seiner Strafe wird er nicht entgehen. Der Babette wird es natürlich Spass gemacht haben, dich derart zu ängstigen, kann's mir denken."

„Ach ja, diese Babette! Sie ist eine verflixte Krott. Ich wäre ordentlich froh, wenn sie wieder dorthin ginge, woher sie gekommen ist. Nicht halb so viel wert ist sie, wie die Truberin war. Vor dem Zubettgehen sang die noch jeden Abend einen Psalm und betete dann laut für uns beide, für die Herrschaft und für ihre Eltern und Geschwister. Aber die Babette, die schwatzt und schwatzt mir jeden Abend die Ohren voll, wenn ich endlich schlafen möchte, und am andern Morgen will sie nicht aufstehen. Tag für Tag muss ich ihr das Bettzeug vom Leib wegnehmen, um sie endlich auf die Beine zu bringen. Und an nichts als ans Mannenvolk denkt sie. Ich habe in meinem Leben noch nie ein so mannstolles Meitli kennen gelernt. Denkt euch nur, der Herr Oberist sei in sie so verkracht, hat sie mir schon oft behauptet, dass es nicht mehr lange gehen könne, bis er sie zur Frau Gräfin machen werde. Er sei ihr zwar eigentlich schon etwas zu alt, aber seines Geldes wegen würde es sich wahrscheinlich doch lohnen, ihn auf Abbruch hin zu heiraten. Später, meint sie, könne sie dann immer noch einen jüngeren, etwa ihren Berner Freund, den Kutscher, der ihr immer so liebe Briefchen schreibe, heiraten, oder den Bankknecht des Meisters Grieb, oder - den Herrn Magister Wagner, der sie immer so lieb und sehnsüchtig anblicke, wenn es sonst niemand sehe. Ja, ja, das hat sie mir noch erst kürzlich gesagt, das schamlose Ding!"

„Na so was! Schweig, Coco, verdammter Schreihals!" kam es zornig aus dem Vogelkäfig. Mit treuherzigen Augen, aus denen Entrüstung, aber auch eine stumme Frage hervorguckte, blickte die Alte zum Hauslehrer auf. Eine feine Röte war diesem in die Stirne gestiegen. Ohne zu antworten, haschte er mit der Hand nach einem aufgeregt um das Kerzenlicht flatternden Nachtfalter, und als er ihn erwischt, lief er zum Fenster hinüber und warf das Tierchen in die Nacht hinaus. Dann trat er, die Hände in die Hosentaschen versenkend, wieder vor die Köchin hin.

„So, so, das hat dir die Babette gesagt. Und das wirst du ihr natürlich alles aufs Wort geglaubt haben?"

„Herrjeh! Gott bewahre! Eh aber, Herr Wagner, ihr werdet mich doch nicht für so dumm halten. Diese Gäxnase habe ich, weiss der liebe Gott, seit langem durchschaut."
„Schon recht, Marianne," lachte Wagner begütigend, „ich fragte ja nur im Spass, glaub dir's gern, dass du das, was dir der Fratz da vorgeschwatzt hat, für das nimmst, was es ist: Unsinn. Ein genau so grosser Unsinn wie die Gespenstergeschichten, mit denen sie dir Angst machen wollte."
Unwillig schüttelte Wagner den Kopf. Eine Falte des Unmuts hatte sich in seine Stirne gegraben. Plötzlich blieb sein nachdenklicher Blick überrascht an einem Medizinfläschchen haften, das die Köchin im Armwinkel auf ihrem Bettzeug trug.
„Nanu, was ist's, Marianne, bist du krank?" erkundigte er sich teilnehmend.
„Ach, das ist ein Mittel gegen meine Schmerzen im Kreuz, die mich schon seit den Haustagen plagen. Ich habe mein Wasser dem Aebi Hansueli - ihr wisst, dem Wasserdoktor im Rinderbachgraben - zum Untersuchen geschickt; und heute hat er mir das Mittel durch den Heimiswilbott bringen lassen."
Neugierig griff Wagner nach dem Fläschchen und hielt es ans Kerzenlicht. Mit Mühe entzifferte er die Aufschrift auf dem mit dem Zäpfchen in den Flaschenhals eingeklemmten Zettel. „Für Marianna Chräyenbüel. Gegen Nierenpräschten. All Tag drei Äslöfel fol zu nähme", stand mit unbeholfener Schrift auf dem Papierchen geschrieben.
Teilnehmend blickte der Lehrer die Köchin an. „Was, Marianne, nierenkrank sollst du sein?"
„Ich weiss nicht, aber's wird schon so sein, wenn's der Hansueli schreibt."
„Dann tätest du aber sicher besser, dich durch einen Arzt in der Stadt behandeln zu lassen. Damit lässt sich nicht spassen. Der Hansueli wird dir die Nieren nur noch ganz verpfuschen."
„Das glaube ich nicht, Herr Wagner. Sie rühmen den Graben Ueli weit herum als Wunderdoktor. Man braucht ihm nur das Wasser zu schicken, dann weiss er sofort, wo es einem fehlt und was für ein Mittel man braucht. Und er macht's fast umsonst. Zu den studierten und teuren Doktoren in der Stadt, bei denen man sich zur Untersuchung noch bis auf die Haut ausziehen muss, habe ich kein Zutrauen. Die mögen für die feineren Stadtleute gut sein. Für unsereiner tut's der Ueli auch."
Wagner hielt das Fläschchen gegen das Kerzenlicht und betrachtete nachdenklich die gelbbraune Flüssigkeit. Dann gab er es lächelnd der Köchin zurück. „Wenn der Hansueli die beiden Fläschchen jetzt nur nicht verwechselt und dir aus Versehen dein Wasser wieder zurückgeschickt hat!"
Einen Moment blickten die treuherzigen Augen der Alten den Magister ver-

ständnislos an. Dann lachte sie plötzlich laut heraus, dass der umfangreiche Bauch unter der hochgegürteten Schürze fröhlich auf und ab hüpfte.
„Na, sowas, Coco! Na, so was!" rief der Kakadu in seiner Ecke zornig mit aufgesträubten Kammfedern.
„Abah, ihr seid ein Schlimmer, Herr Wagner, ein ganz Schlimmer!" lachte Marianne und hielt sich mit beiden Händen den Bauch. „Aber ihr könnt mir das Mittel nicht verleiden machen, ihr werdet sehen, es wird mir ganz sicher bald helfen."
Wagner griff zur Dochtschere und knipste das zu lang gewordene und rauchende Schnurende der Kerze ab; dann wendete er sich wieder lächelnd der Köchin zu. „Ja, Marianne, man kann nie wissen bei diesen Wunderdoktoren. Ich für mein' Teil traue ihnen nicht über den Weg."
„Nein, nein, der Ueli wird mir schon das richtige Mittel geschickt haben, und es wird sicher meine Nieren wieder gesund machen, ihr werdet sehen. Wenn ihr selber einmal krank sein werdet, und der Herr Doktor Fankhauser euch nicht mehr zu helfen weiss, dann werdet ihr vielleicht noch froh sein über so ein Fläschchen aus dem Rinderbachgraben."
Lächelnd und mit überzeugungsvollem Kopfnicken zündete die Alte ihr Lichtlein wieder an der brennenden Kerze des Notenpultes an; dann reichte sie dem Hauslehrer ihre rauhe Rechte.
„So, jetzt ist es aber Zeit, dass ich ins Bett gehe. Ich habe schon viel zu lange geplappert und euch versäumt. Vielen Dank und gute Nacht, Herr Wagner."
„Gute Nacht, Marianne, schlaf wohl und gute Besserung. Denk nicht mehr an die dummen Geschichten. Heut Nacht wird das Gespenst den Turm verschlossen finden, brauchst dich daher nicht mehr vor dem Läuten zu fürchten."
Lächelnd und mit einem treuherzigen „Behüt' euch Gott" verliess die Alte die Stube, während sie der Hauslehrer bis zur Türe begleitete, und der Kakadu ihnen ein fröhliches Plaplaplaplapp nachrief.

7

Wagner hatte recht gehabt mit seiner Voraussage. Die Nacht verstrich in völliger Ruhe bis zum Morgen. Ausser dem trägen Stundenschlag der Kirchturmuhr und den darauf folgenden monotonen Wächterrufen störte kein Laut die Stille in den Gassen des Städtchens. Enttäuscht schlossen die wenigen Bürger, die gespannt und mit gelindem Gruseln erwartet hatten, um Mitternacht das geheimnisvolle Läuten neuerdings zu hören, nach zwölf Uhr ihre Fenster.
Aber schon am Morgen früh, sobald der Alltagsbetrieb wieder einigermassen

im Gang war, kam auch das unvermeidliche Gerede von der Mühlemann Babe überall wieder in Fluss. Wo sich Frauen und Mädchen an den Brunnen, in den Waschhäusern, an den Gemüseständen vor der Weibermarktlaube oder in den Verkaufsläden trafen, wollte das Geschnatter kein Ende nehmen, weil jede aus sicherster Quelle immer etwas Neues über den unerhörten Fall zu berichten wusste. Nur am Kronenbrunnen gab es nach einem plötzlich ausgebrochenen lauten Gelächter eine kurze Weile Ruhe, als der galante und spottsüchtige Apotheker Grimm seinen Gehilfen mit einem halben Dutzend Stühlen auf den Platz hinausgeschickt hatte, um die dort plaudernden Frauen nicht so lange stehen zu lassen. Nicht weniger ergiebig war das Geschwätz in den Wirtshäusern, auf den Zunftstuben und in den Buden der Barbiere und Bader.

Womöglich noch schlimmer als gestern ging es heute in den Schulstuben her, und die verzweifelten Lehrgotten und Schulmeister kamen nicht mehr aus dem Schimpfen über die nie erlebte Zerstreutheit und Unaufmerksamkeit ihrer Zöglinge heraus. Ganz bunt trieben sie es namentlich in der oberen Klasse der Lateinschule, wo das beständige Getuschel unter den halbwüchsigen Burschen trotz Austeilung schallender Ohrfeigen einfach nicht mehr zu unterdrücken war. Einer der Buben auf der hintersten Bank hatte flüsternd die Frage aufgeworfen, ob man wohl auf dem Grabe der Mühlemann Babe nicht das Loch sehen könnte, aus dem die Geköpfte herausgeschlüpft sein musste. Diese Idee zündete in den Köpfen der übrigen wie ein Funke im Strohdach. Die Möglichkeit des Vorhandenseins eines Schlupfloches erschien allen so plausibel und der raschesten Abklärung wert, dass sich der ganzen Klasse während der Uebersetzung aus der Quousque tandem - Rede Ciceros gegen Catilina eine gewaltige Aufregung bemächtigte. Mit zornrotem Kopf schimpfte der brave Lateinlehrer in einem fort über die ungeheuerlichen Uebersetzungsfehler, die ihm beständig an den Kopf geworfen wurden, und der nervöse und quecksilbrige alte Cicero wäre wohl selber fast aus der Haut gefahren, wenn er gesehen hätte, wie wenig Verständnis seine fulminante Senatsrede gegen den verworfensten Staatsverräter Roms bei der reiferen Burgdorfer Jugend fand.

Kaum hatte der empörte Lehrer denn auch mit einem Seufzer der Erleichterung die Klasse entlassen, da stob die ganze Bande laut polternd die Treppe hinunter auf die Gasse, wo ein kurzer Kriegsrat abgehalten wurde. Die sechs grössten und waghalsigsten Burschen, die sich schon durch den Stimmbruch vor den andern auszeichneten, und die man mit währschaften Knüppeln bewaffnete, wurden als Vorhut vorausgeschickt. Ihnen folgte der grosse Harst der übrigen mit lautem Geschnatter die Kirchgasse hinauf. Erst oben auf der zweiteiligen überdachten Holztreppe beim Eingang zum Kirchhof verstummte

das aufgeregte Geschwätz. Während die sechs Stimmbrüchigen schlagbereit gegen die Kirchhofecke gegenüber dem Zunfthaus zu Schmieden und Zimmerleuten langsam vorrückten, guckten die übrigen fluchtbereit und in ängstlicher Spannung über die Mauer hinweg und hinter den Torpfeilern hervor nach dem Grabe der Babe. Da richteten sich plötzlich aller Augen erschreckt zur Sakristei der Kirche hinüber, wo eben der Provisor Dysli mit einem Stoss Bücher unter dem Arm vom Pfarrhaus her um die Ecke geschritten kam. Wie auf ein Kommando verschwanden sämtliche Köpfe hinter der Mauer, und in rasender Eile rannte alles mit den schwer genagelten Schuhen links und rechts die breiten Treppen hinunter, dass der alte Holzbau dröhnte und in allen Fugen krachte.

Bleich und wie vom Donner gerührt, erwarteten die Sechs von der Vorhut mit gesenkten Köpfen und Knüppeln ihren Unterweisungslehrer, der ihnen, um sie an der Flucht zu verhindern, ein gebieterisches „Halt!" entgegengerufen hatte. Ihr Anführer, ein hochaufgeschossener Bub mit rotem Haar und zahllosen Laubflecken im Gesicht, den sie Mucius Scaevola nannten, weil er einst beim Spielen auf der Allmend in ein Hirtenfeuer gefallen und sich dabei schrecklich die Hand verbrannt hatte, musste berichten, was der ungewohnte Auflauf auf dem Kirchhof zu bedeuten habe. Ein Lachen auf den Stockzähnen verbeissend, führte darauf der Hilfsgeistliche die verängstigten Buben zum Grabe der Babe hinüber und zeigte ihnen, dass der ganze Grabhügel noch unberührt und kein Schlupfloch zu finden sei. Dann hielt er seinen Konfirmanden mit ernster Miene eine längere, väterliche Strafpredigt wegen ihres Aberglaubens und ermahnte sie, die arme, unglückliche Frau in ihrem Grabe nun endlich in Ruhe zu lassen. „Geht jetzt und schämt euch, dumme Buben!" sagte er ihnen zum Schluss, worauf sich die sechs Burschen langsam und kleinlaut davonschlichen.

Noch tagelang kam das von ängstlichen Gemütern und Spassmachern immer neu genährte Gerede nicht zur Ruhe, und die ältesten Bürger behaupteten, seit den Tagen des Schinderhannes, der vor mehr als fünfzig Jahren zusammen mit seinem Sohn wegen Vergiftung von vielem Vieh am Galgen aufgehängt worden war, sei nie mehr eine solche Aufregung in Burgdorf gewesen. Aber als eine Nacht nach der andern ruhig verstrich und auch die Untersuchungen im Schloss nichts Neues zutage förderten, begann das Interesse an der leidigen Geschichte rasch wieder abzuflauen, und wenn einer im Gespräch versuchte, auf den sonderbaren Vorfall zurückzukommen, so hiess es bald von allen Seiten ärgerlich: „Ach, hör jetzt auf mit dem dummen Gestürm!" Nach einigen Wochen schon hatte sich der öffentliche Klatsch wieder andern Dingen zugewendet, und auf dem Grabe der Babe schoss das Unkraut üppig empor.

Da dröhnten mitten in einer schönen Sommernacht die harten, bellenden Schläge der Armesünderglocke wiederum unheilverkündend vom Schloss herab über die Dächer des Städtchens. Aufgeschreckt aus dem besten Schlaf, eilte alles im Nachthemd an die Fenster. Bestürzt und schweigend horchte man einen Augenblick in die Nacht hinaus. Dann kamen wieder nach und nach über die Gassen hinüber die Gespräche mit den Nachbarn in Fluss. Wo man hinhörte, wurde in allen Tonarten weidlich über die neue Ruhestörung geschimpft. Man fand es einfach unerhört, dass die gescheiten Herren oben im Schloss nicht imstande waren, diesem Unfug endlich ein Ende zu machen. Die städtische Nachtwache und namentlich die blöden Landjäger auf der Burg verwünschend, schlossen die verärgerten Bürger ihre Fenster, um nichts mehr zu hören.
Das Läuten hatte dieses Mal nur wenige Minuten gedauert, aber es hatte genügt, um die ganze Bevölkerung auf die Beine zu bringen.
Am nächsten Morgen früh stand der Landvogt mit verärgerter Miene vor der schweren Eichentüre des Wehrturmes und schaute stumm dem rotbärtigen Schlossermeister Schnell zu, der eben im Begriff war, ein von ihm mitgebrachtes neues, kunstvoll geschmiedetes Schloss am Tor anzubringen. Für Stürler gab es keinen Zweifel: der Spitzbub hatte sich einen Nachschlüssel zu verschaffen gewusst, vermittelst dessen es ihm gelungen war, in der letzten Nacht wiederum in den Turm einzudringen. Ein neues Schloss mit einem besonders komplizierten Schlüssel sollte ihn nun für alle Zukunft daran verhindern.
Schon nach den ersten Schlägen der Glocke hatte sich der Landvogt in der letzten Nacht trotz des ängstlichen Protestes seiner Gemahlin rasch angekleidet und war zur Wohnung des Gefängniswärters hinübergeeilt. Aber bis der schwerfällige und ängstliche Blaser angezogen mit seiner Laterne vor die Türe getreten, waren kostbare Minuten verstrichen, während denen sich zu Häupten Stürlers ein heftiges Donnerwetter im schneidigsten Preussisch entladen hatte. Die Turmtüre hatten nachher der Schultheiss und sein Begleiter verschlossen gefunden, und der ganze Turm erwies sich als vollständig leer bis hinauf zur Glocke, deren Schwengel sich mit dem Zugseil noch leise hin und her bewegte. Es musste dem geheimnisvollen Läuter gelungen sein, neuerdings rechtzeitig aus dem Turm zu entweichen und die Türe wieder abzuschliessen.
Dröhnend fielen die Hammerschläge gegen die durch das dicke Holzbrett getriebenen Spitzen der geschmiedeten Nägel, die der Schlosser auf der Innenseite der Türe mit dem Hammer abbog und in das Holz hinein schlug. Dumpf kam das Echo der Schläge aus dem Innern des Turmes zurück. Mit dem Aermel den Schweiss von der Stirne wischend, drehte Schnell den Schlüssel endlich einige Male im Schloss um und prüfte sein richtiges Funktionieren; dann überreichte er ihn mit einem befriedigten Lächeln dem Landvogt.

„So, gnädiger Herr, jetzt könnt ihr ganz ruhig sein. Der Lausbub wird die Glocke nie mehr ziehen. Dem Meister Schnell macht keiner seine Schlüssel nach."
Nachdenklich betrachtete Stürler das kunstvoll geschmiedete Stück in seiner Hand und schob es dann kopfnickend in seine Tasche.
„Wir wollen es hoffen, Meister, aber zur Vorsicht möchte ich jetzt doch noch das Schlüsselloch versiegeln. Ihr könnt mir dabei einen Augenblick helfen."
Rasch schlug der Landvogt Feuer, entzündete die mitgebrachte Kerze und machte an der Flamme das Ende der schwarzen Siegellackstange weich. Während ihm der Schlosser das dargebotene kurze Stückchen Stoffband quer über das Schlüsselloch hielt, drückte er zweimal mit leisem Aechzen sein grosses Siegel auf die beiden Enden.
„So, Meister Schnell, jetzt danke ich euch für eure Mühe und Arbeit. Hoffentlich werden wir nun endlich Ruhe bekommen. Macht mir bald eure Rechnung. Und sobald ihr wieder in eurer Werkstatt seid, vergesst nicht, wie befohlen, mir sofort euren Gesellen und den Lehrbuben heraufzuschicken. Sie sollen grad so kommen, wie sie sind, ohne sich umzuziehen."
In der grossen Halle und im Vorzimmer der Kanzlei roch es stark nach Werkstatt. Ueberall standen eifrig diskutierende Gruppen von Männern und Jünglingen mit aufgekrempelten blauen Hemdärmeln und vorgebundenen Lederschürzen herum. Die Gespräche verstummten plötzlich, und ehrerbietig zogen die Leute ihre Kappen, als der Landvogt, kopfnickend und links und rechts die Grüsse freundlich erwidernd, zwischen ihnen hindurch nach der Kanzleitüre schritt. Durch seine Landjäger hatte Stürler die sämtlichen Schlosser - und Schmiedemeister der Stadt mit ihren Gesellen und Lehrbuben von den Werkbänken hinweg auf sieben Uhr früh zur Einvernahme aufbieten lassen. Im Kreuzfeuer der Fragen hoffte er zuversichtlich herauszubringen, wer von ihnen in den letzten vier Wochen den Nachschlüssel zur Turmtüre geschmiedet hatte. Einer nach dem andern von den Zunftgenossen wurde von einem Landjäger in die Kanzlei gerufen. Einer nach dem andern verliess sie wieder mit stummem Lächeln. Und als keiner mehr da war, wusste Stürler genau so viel wie vorher. Die ganze Untersuchung war wieder ohne das geringste Ergebnis verlaufen.
Enttäuscht und verärgert trat der Landvogt an sein Stehpult. Den Kopf in die Hände gestützt, blickte er lange gedankenverloren ins Leere. Stumm, mit gerunzelter Stirne und vorgeschobener Unterlippe schnitt Landschreiber Leuw seiner Kielfeder eine neue Spitze. Er war gewohnt, seinen Vorgesetzten beim Meditieren nicht zu stören. Der untätig an seinem Pültchen sitzende alte Schreiber steckte gelangweilt die Feder hinter das Ohr und liess ein halbunterdrücktes

Gähnen hören. Durch die offenen Fenster ertönte von der Emme herauf das laute Lachen und Schreien badender Kinder. Endlich wendete sich Stürler zum Landschreiber hinüber.

„C'est vraiment trop stupide! Jetzt weiss ich wirklich nicht mehr, was ich noch vornehmen soll, um diese maudite canaille endlich zu erwischen."

Leuw hielt in seiner Arbeit inne und legte das Federmesser wieder an seinen Platz zurück. Nach einer kurzen Pause, während welcher er nachdenklich die neue Spitze seiner Feder auf dem Daumennagel geprüft hatte, erwiderte er mit bedächtiger Stimme: „En effet, die Sache fängt an, eklig zu werden; aber vielleicht gibt es doch noch eine Möglichkeit, dass uns der Bursche von selber in die Hände läuft. Meine Frau hat mich heute morgen auf eine bedeutungsvolle Tatsache aufmerksam gemacht, die kaum auf Zufälligkeiten zurückzuführen ist. Am fünften Mai ist die Mühlemann Babe geköpft worden. Am fünften Brachmonat hörten wir das mitternächtliche Läuten zum erstenmal. Gestern hatten wir den fünften Heumonat, und in vier Wochen, am fünften August um Mitternacht wird der Schlingel voraussichtlich wiederum versuchen, in den Turm hineinzukommen, um uns aus dem Schlaf aufzuschrecken."

Einen Augenblick lang schaute Stürler seinen Landschreiber betroffen an; dann kramte er hastig unter einem Stoss von Akten den 'Hinkenden Boten' hervor und schlug nach kurzem, nervösem Blättern das Kalendarium auf. Plötzlich fuhr er überrascht in die Höhe und klatschte mit der flachen Hand auf das Pult.

„Richtig! - C'est une idée merveilleuse, Leuw! Vous ferez mes compliments à votre dame. Dass wir nicht schon selber auf diesen Gedanken verfallen sind! Diable, ganz richtig! Die Daten stimmen. Am fünften August wird uns der Kerl voraussichtlich wieder seine Aufwartung machen. Qu'il vienne seulement! Wir werden uns vorsehen und dafür besorgt sein, dass er gebührend empfangen wird."

Schüchtern klopfte es an die Türe. Auf das laute, zweimal wiederholte „Herein" des Landschreibers betrat ein Schulbub mit verschwitztem, hochrotem Kopf die Stube und meldete nach einem ehrfürchtigen Gruss stammelnd, er habe einen Brief des Herrn Dekan Gruner an den gnädigen Herrn Schultheissen abzugeben. Mit zitternder Hand überreichte er Stürler das zusammengefaltete Papierchen und beeilte sich dann, so rasch wie möglich wieder zu verschwinden. Die Klinke war schon ins Schloss gefallen, da schob das Bürschchen nochmals für einen kurzen Augenblick den Kopf durch die Türspalte und rief verlegen und mit zaghafter Stimme in die Stube hinein: „Adie - gnädiger - Herr Schultheiss!" Dann hörte man, wie er sich draussen in der Halle im Laufschritt entfernte.

Lächelnd erbrach Stürler das Siegel und überflog den Inhalt des Schreibens. Mit schön gedrechselten, aber endlos langen Sätzen flehte darin der alte Pfarrer den gnädigen, fürsichtigen und wohlweisen Herrn Schultheissen an, doch so rasch wie möglich dafür zu sorgen, dass das nächtliche Läuten mit der Armesünderglocke nun endlich aufhöre. Es drehe ihm fast das Herz ab zu sehen, wie der Aberglaube in der Stadt wieder in so erschreckender Weise überhand nehme. Es sei heute fast schlimmer als vor der Reformation. Die Angst und der Schrecken vor dem vermeintlichen Gespenst der Mühlemann Babe wirke namentlich auf die Gemüter der leichtgläubigen Kinder und auf das unerfahrene Jungvolk verheerend. Er habe nun schon zweimal, in einer Sonntags- und in einer Mittwochpredigt, gegen diesen plötzlich wieder wild ausbrechenden Aberglauben angekämpft; aber es scheine ihm, dass es gar nichts genützt habe.

Mit einem Anflug von Missmut auf der Stirne reichte der Landvogt das Blatt dem Landschreiber über das Pult hinüber. Er fand das weinerliche Bittgesuch des alten Geistlichen übertrieben und unnötig, hatte er doch schon vor mehreren Wochen nach einer Sonntagspredigt, als der Dekan sich bemüssigt glaubte, ihn noch besonders auf das ungeheuerliche Geschwätz in der Stadt aufmerksam zu machen, diesem die bestimmte Versicherung abgegeben, dass er sehr ernstlich bestrebt sei, dem Unfug mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln abzuhelfen und den Uebeltäter zur Rechenschaft zu ziehen. Er hatte zudem bei dieser Gelegenheit deutlich durchblicken lassen, wie sehr es ihm auch schon persönlich daran gelegen sei, dass sich dieser Skandal nicht wiederhole, da er seiner Frau Gemahlin mit Rücksicht auf ihre veränderten Umstände eine nochmalige derartige Aufregung wenn immer ersparen möchte.

8

Aber so unnötig und überflüssig erschien auch andern ein energischer Schritt, wie ihn Pfarrer Gruner unternommen hatte, durchaus nicht zu sein. Denn zur selben Stunde trat der Provisor Dysli als Beauftragter der Lehrerschaft sämtlicher Schulen vor den eben im Rathaus zur ordentlichen vormittäglichen Wochensitzung versammelten Kleinen Rat mit der dringenden Bitte, er möchte im Interesse der furchtbar aufgeregten und verängstigten Schuljugend den gnädigen Herrn Schultheissen inständig ersuchen, dafür besorgt zu sein, dass das nächtliche Läuten im Schloss nun endlich aufhöre.

Das Anliegen wurde von mehreren Ratsherren lebhaft unterstützt. Aus ihren Voten kam deutlich die Meinung zum Ausdruck, dem Unfug müsse nun un-

bedingt so rasch wie möglich ein Ende gemacht werden, sonst verliere die Stadt noch ihren guten Ruf, und die Bürgerschaft komme schliesslich im ganzen Lande herum in ein übles Gerede, wie seinerzeit diejenige von Merligen. So wurde denn einstimmig beschlossen, es habe noch heute eine Abordnung in dieser leidigen Angelegenheit beim Herrn Schultheissen vorzusprechen. Nach einigem Hin und Her einigte man sich auf eine Zweierdelegation, bestehend aus den beiden Aeltesten des Rats, dem Vorsitzenden Venner Andreas Kupferschmid und dem Kornverwalter Johann Jakob von Ergeuw.

Die zwei Ausgeschossenen hatten verabredet, sich kurz nach dem Mittagessen zum gemeinsamen Gang ins Schloss beim Kronenbrunnen zu treffen. Sie wollten sich ihres unangenehmen Auftrages so rasch wie möglich entledigen, umsomehr als ihnen bekannt war, dass der Schultheiss in diesen Tagen wegen Amtsgeschäften öfters von Burgdorf abwesend war.

Die beiden Ratsherren standen seit Jahrzehnten als gewichtige Amtspersonen in städtischen Diensten und waren es gewohnt, bald vom Kleinen Rat und bald von den Zweiunddreissigern mit irgend einer heiklen Mission betraut zu werden. Man wusste in den Räten aus langer Erfahrung, dass man sich auf ihre Umsicht verlassen konnte.

Kupferschmid hatte sich als erster rechtzeitig am Brunnen eingefunden, obschon er aus Erfahrung wusste, dass der gemächlichere Kornverwalter, namentlich so kurz nach dem Mittagessen, es mit der Pünktlichkeit nicht besonders genau zu nehmen pflegte. Der Kronenplatz stand um diese Zeit noch fast menschenleer. Rings an den Häuserfronten waren die meisten Fensterladen zum Schutze gegen das Uebermass von Hitze und Licht geschlossen; denn heiss brannte die Julisonne vom wolkenlosen Himmel auf das blendende Pflaster hinunter. Im ruhigen Plaudertone plätscherte das Wasser aus den zwei Röhren in das grosse, achteckige Brunnenbecken. Von den Dächern herab flog ab und zu eine Taube in elegantem Gleitflug auf ein Röhrenende, um mit unnachahmlicher Grazie von dem kühlen Nass zu nippen.

Jetzt erscholl von der Bärengasse her das sich rasch nähernde Rattern der Langnauer Mittagspost. Mit lautem Rumpeln bog der mächtige, von vier schweisstriefenden Pferden gezogene und über und über mit Staub bedeckte Wagen in den Platz ein. Auf der Höhe des Brunnens angelangt, griff der in blauem Rock, weissen Hosen und Stiefeln steckende Postillon zum Horn, schob den schwarzen Lackhut tief in den Nacken und gab mit einer kurzen, hell und fröhlich klingenden Melodie dem Stallknecht unten im Stadthaus das Signal seiner baldigen Ankunft.

Der alte Venner träppelte im Schatten des breitausladenden Vordaches des städtischen Kaufhauses mit raschen Schrittchen auf und ab. Scharf musterte er

die wenigen Passanten und erwiderte herablassend ihre ehrfurchtsvollen Grüsse. Die behenden Bewegungen des hagern Männchens und die lebhaften, klugen Augen hätten durchaus nicht auf einen angehenden Achtziger schliessen lassen, wenn nicht die unzähligen kleinen Runzeln und die weissen, buschigen Augenbrauen im lederfarbigen Gesicht doch zu deutlich das hohe Alter des Magistrates verraten hätten.

Bereits mehrmals hatte Kupferschmid etwas ungeduldig seine Uhr gezogen, als endlich die massige Gestalt des Kornverwalters um die Ecke des Grosshauses schritt. Spreizbeinig, den grossen, schwarzen Dreispitzhut unter dem Arm tragend und mühsam atmend, näherte sich von Ergeuw langsam dem Brunnen. Unter der Perücke hervor floss ihm der Schweiss in kleinen Bächlein über die fetten, glänzenden Backen herab. Schon von weitem rief er dem Venner mit seiner tiefen Basstimme ruckweise und sichtlich übelgelaunt zu: „Bonjour, André. Bist natürlich, wie immer, der erste. Hast wieder einmal auf mich warten müssen. Je te demande pardon. Weiss schon - hätte früher aufbrechen oder schneller gehen sollen. Aber - puh - bei der Hitze! Noch eine Kutte heisser ist's da oben als bei uns in der Unterstadt - - Nicht einmal zu einem kurzen Mittagsschläfchen hat's gelangt. Quelle sacrée corvée! Die reinste Tierquälerei ist's, uns bei der Hitze da hinauf ins Schloss zu schicken. Es ist doch wirklich unerhört, dass ausgerechnet wir zwei alte Kracher den Jungen alles ausfressen müssen. Elle n'a plus de savoir vivre, la jeunesse. Ich hab die Geschichte nun doch bald satt!"

Verärgert, mit einem komisch wirkenden Ausdruck der Entrüstung im fettglänzenden Gesicht, streifte von Ergeuw die Aermel seines Rockes bis zu den Ellenbogen hinauf und tauchte die schwulstigen Hände und die dicken, behaarten Arme in das kühlende Wasser des Brunnens. Von der andern Seite her schaute ihm der Venner belustigt zu.

„Voyons, schäm dich ein bisschen, Jakob, so zu schimpfen wie ein Mühlefuhrmann! Pflicht ist Pflicht, und die geht über unsere kleinen persönlichen Bequemlichkeiten. Du weisst ja übrigens so gut wie ich, dass, wenn wir zwei nicht immer selber an der Spritze stehen, auf die Jungen kein Verlass mehr ist. Ausharren müssen wir, demütig dienen und den Jungen das gute Beispiel geben, wenn's uns auch nicht mehr so leicht geht wie früher. Auf den irdischen Lohn . . . "

„Hoho!" lachte der Kornverwalter gutmütig, sich mit kräftigen Schlägen das Wasser von den Händen und Armen schüttelnd. „Fang mir nur nicht wieder mit deinen Moralpredigten an. Weisst ja schon, wie's gemeint ist! - Ma foi, nach dem Mittagessen muss ich wenigstens ein Stündchen auf's Ohr liegen können, sonst bin ich den ganzen Nachmittag schlecht auf die Welt zu spre-

chen. So, en avant, Andreas, bin bereit! - Sapristi, wenn ich nur schon da oben auf dem Berg wäre! Aber weisst du, nachher habe ich einen kühlen Schoppen im Stadthaus redlich verdient. Auf den freu ich mich jetzt schon, hohoho!"

Mit einem nachsichtigen Lächeln setzte sich Kupferschmid neben dem Kornverwalter, der ihn mehr als um Haupteslänge überragte, in der Richtung des Schlossbergweges in Bewegung, bemüht, seine trotz des hohen Alters etwas rasche Gangart den Schritten des schweratmenden Freundes anzupassen. Oefters stehenbleibend und verschnaufend, erzählte von Ergeuw dem Venner während des Aufstieges zum Schloss mit sichtlichem Behagen die neuesten Pariserwitze, die er gestern abend im Gasthof zur Krone von einem burgundischen Weinhändler gehört hatte.

Als die beiden beim untern Schlosstor anlangten, kam ihnen eben vom Grabenwall her der Hauslehrer Wagner mit einem Pappdeckel unter dem Arm in die Quere. Von Ergeuw rief dem ehrfurchtsvoll Grüssenden schon von weitem zu: „Der Herr Magister hat offenbar gezeichnet oder gemalt? Eine hübsche Ansicht vom Schloss? Darf man sehen?"

Wagner näherte sich lächelnd, schüttelte den beiden ihm wohlbekannten alten Herren die Hände und überreichte dem Kornverwalter etwas verlegen seine eben vollendete Federzeichnung, die ein anmutiges, steinernes Gartenhäuschen im Stil des modischen Rokoko mit der Schlossringmauer im Hintergrund darstellte.

„Sapristi! Quelle jolie gloriette! Aber wo steht denn das Häuschen? Das habe ich ja noch gar nie gesehen!" Neugierig blickte der Kornverwalter nach dem Wall hinüber, während auch der Venner die Skizze erstaunt betrachtete und lebhaft ausrief: „Mais c'est charmant; c'est tout à fait ravissant! Mes compliments, Monsieur Wagner!"

„Die Gloriette steht leider überhaupt noch nirgends," lachte der Präzeptor geschmeichelt. „Das da ist vorläufig nichts als ein flüchtiger Entwurf, der vielleicht einmal zur Ausführung gelangen wird. Jedes Jahr in der Zeit der grössten Hitze bittet die Frau Schultheissin immer wieder ihren Gemahl, er möchte ihr da drüben auf dem schattigen Wall eine steinerne Gloriette mit der Aussichtsseite nach der Stadt und auf den Jura erbauen lassen. Es ist schon seit Jahren ihr Traum, zur heissen Sommerszeit in einem solchen im Freien stehenden Gartenhäuschen ihre Freundinnen und Gäste empfangen und bewirten zu können. Um der Idee etwas greifbarere Gestalt zu geben, hat mich die Schultheissin ersucht, die Gloriette auf dem von ihr gewünschten Platz zu skizzieren. Sie hofft, damit den Herrn Schultheissen eher für die Sache zu gewinnen. Vorläufig macht er der Kosten wegen immer noch einige Umstände;

aber so wie ich ihn kenne, wird er mit der Zeit doch endlich nachgeben. Ich schenke ihm das Bildchen morgen zum Geburtstag. Eine kleine captatio benevolentiae. Ich finde nämlich selber, es wäre reizend, wenn das Häuschen einmal da drüben stehen würde. Natürlich denke ich dabei auch schon an meinen Unterricht in der Gloriette!"

Lachend und mit tiefen Bücklingen verabschiedete sich Wagner von den beiden Stadtvätern und lief mit raschen Schritten den Weg hinauf. Er hatte es offenbar eilig, das wohlgelungene Bildchen seiner Herrin so rasch wie möglich zu zeigen.

Nach einer kurzen Ruhepause setzten auch die zwei alten Herren langsam ihren Gang fort. Aber schon vor dem oberen Tor blieb von Ergeuw wieder stehen und wischte sich ächzend den Schweiss aus dem Gesicht, während der Venner, mit dem Hut sich Kühlung zufächelnd, geduldig wartete und neugierig nach den Luken des Wehrturmes hinaufblickte. Das heftige Schnaufen des Kornverwalters hinderte diesen immerhin nicht, der Babette Engel, die sich neben einer Wäscherin am Ziehbrunnen zu schaffen machte, einige galante Scherzworte zuzurufen und über die schlagfertigen Antworten der hübschen Zofe herzlich zu lachen.

Als die zwei Ratsherren endlich den grossen Schlosshof betraten, stand Schultheiss Stürler eben gestiefelt und gespornt und offenbar zu einem Ausritt bereit vor dem geöffneten Tor des Pferdestallhöfleins und schaute belustigt dem harmlosen Kampfspiel seiner beiden Söhnchen und der vier ältesten Buben des Gefängniswärters zu, die unter der alten Linde mit grossem Gebrüll die Schlacht von Prag aufführten. In der Halle des Kornhauses nebenan hatte der alte Häftling, der dort mit Holzspalten beschäftigt war, trotz der Nähe des gestrengen Schlossherrn seine Axt beiseite gelegt, und schaute, mit zahnlosem Munde lachend, dem Jungvolk zu. Aber auch andere Gefangene, die von ihren Zellen aus keinen direkten Ausblick in den Hof hinunter hatten, schienen sich lebhaft um den Ausgang der zu ihren Füssen tobenden Völkerschlacht zu interessieren; denn über den nur nach oben geöffneten Blechkästen, die vor den vergitterten Zellenfenstern hingen, streckten sie kleine Spiegelsplitterchen hoch, vermittelst welcher sie deutlich beobachten konnten, was sich unten im Hof abspielte.

Sobald der Schultheiss die sich nähernden Ankömmlinge bemerkte, lief er ihnen mit raschen Schritten entgegen. Herzlich, aber mit galanter Förmlichkeit begrüssten sich die Herren, kunstvoll ihre Hüte schwenkend, mit tiefen Bücklingen, wobei sich die Degenspitzen hinter ihren Rücken steil in die Höhe richteten. Stürler hiess die beiden alten Magistraten mit freundlichen Worten willkommen, forschte angelegentlich nach ihrem Befinden und erkundigte sich endlich, was ihm die Ehre ihres Besuches verschaffe.

Seiner Gewohnheit gemäss liess der Venner vorerst ein Aufmerksamkeit heischendes Räuspern und Hüsteln hören. Dann brachte er einleitend eine Reihe ihm unbedingt notwendig scheinender Höflichkeitsfloskeln vor und erläuterte endlich, weit ausholend, mit wohlgesetzten und feierlich-ernsten Worten den Zweck der behördlichen Abordnung. Aus seiner mit rhetorischen Schnörkeln gespickten Rede fühlte man deutlich, wie wohl es ihm tat, sein unbestrittenes, in jahrzehntelanger Uebung geschultes Rednertalent vor seinem Vorgesetzten wieder einmal zur vollen Entfaltung bringen zu können. Ab und zu mit dem Kopf nickend, hörte ihm Stürler artig und aufmerksam zu, während der Kornverwalter lachend den Buben zuschaute und gelegentlich ein gutmütiges Hohhohoh hören liess, wobei sein stattlicher Bauch unter dem Jabot jedesmal in heftige Erschütterung geriet.

Als der Venner endlich mit seiner Rede zu Ende war und sich höflich verneigte, ergriff auch von Ergeuw das Wort. In wenigen, mit humorvollen Einlagen gewürzten, aber häufig von asthmatischem Schnaufen unterbrochenen Sätzen resümierte er kurz und sachlich, als handelte es sich um die Ablieferung von einigen Dutzend Säcken Dinkel, was sein Vorredner bereits angebracht hatte. Er war sichtlich bestrebt, den salbungsvollen Ernst des langfädigen Diskurses seines Kollegen etwas zu mildern.

Ein Lächeln um den Mund hörte ihm der Landvogt aufmerksam zu, indem er ab und zu mit seiner Reitpeitsche spielerisch gegen seinen rechten Stulpstiefel klopfte. Dann berichtete er den beiden Ratsherren von all den vielen durch ihn bereits vorgenommenen, leider bis jetzt ergebnislos gebliebenen Untersuchungen und Massnahmen und liess endlich etwas geheimnisvoll und mit gedämpfter Stimme durchblicken, es bestehe nun begründete Aussicht, dass ihm dieser verrückte nächtliche Ruhestörer doch wahrscheinlich innert Monatsfrist ins Garn laufen werde. Zum Schlusse bat er die beiden Herren, dem Kleinen Rat seine Grüsse auszurichten und ihn zu versichern, dass er nichts unterlasse, um dem üblen Skandal ein Ende zu bereiten.

Unterdessen hatte der alte Johannes, ebenfalls gestiefelt und gespornt, die beiden gesattelten Reitpferde des Landvogtes herbeigeführt. Stürler klopfte ihnen liebkosend auf die Hälse, griff prüfend in die Zäume und Gurten und wendete sich dann, die hirschledernen Stulphandschuhe anziehend, wieder an die beiden Ratsherren.

„Messieurs, je suis désolé de devoir vous quitter. Ich muss leider noch heute nach Bern hinüberreiten. Ihro Gnaden der Herr Deutschsäckelmeister macht mir Schwierigkeiten für die Anweisung der sehr hoch ausgefallenen Dachdeckerrechnung. Er findet, ich hätte die Arbeiten auf einige Jahre verteilen sollen. Herr Gottlieb von Diesbach hat natürlich keine Ahnung, in welch ver-

lottertem Zustande ich die sämtlichen Dächer des Schlosses von meinem Amtsvorgänger übernommen habe. Längeres Zuwarten hätte die bereits entstandenen Schäden nur noch beträchtlich vergrössert. - Excusez-moi donc, Messieurs. Ich bitte euch sehr, der Frau Schultheissin eine kleine Aufwartung zu machen. Eure Visite wird ihr ein grosses Vergnügen sein, und sie wird sich freuen, euch ein Glas neuen Yvorne aufstellen zu dürfen. Es ist ein ganz vorzüglicher Tropfen, den ich erst vor drei Wochen aus meinem eigenen Weinberg erhalten habe."

Damit verabschiedete sich Stürler herzlich von den beiden Ratsherren und schritt eilig dem Schlosstor zu, während ihm Johannes die beiden Pferde nachführte.

„Au revoir, Charles, bon voyage!" ertönte es plötzlich durch das Klappern der Pferdehufe. Zurückblickend winkte der Schultheiss grüssend mit der behandschuhten Rechten nach dem ersten Stock des Landvogteigebäudes hinüber. Jetzt erst bemerkten die beiden alten Herren an einem der Fenster des ersten Stockes hinter blühenden Geranien die Schultheissin, die ihnen lächelnd zuwinkte. „Serviteur, Frau Schultheissin!" riefen die überraschten Stadtväter wie aus einem Munde hinauf, schwenkten elegant ihre Hüte und verneigten sich tief, wobei sich wieder hinter ihnen ihre Degenspitzen keck in die Höhe richteten. Angelegentlich erkundigte sich der Venner nach dem Befinden der gnädigen Frau und dankte ihr, obschon er es schon schriftlich getan hatte, trotz ihres Protestes nochmals persönlich dafür, dass sie auch dieses Jahr wieder auf die Solennität hin eine ganze Anzahl von armen Kindern mit Festkleidchen ausgestattet hatte. Von Ergeuw klagte ihr über die unerträgliche Hitze, die ihm noch nie so zugesetzt habe wie heute, was die Schultheissin veranlasste, die beiden Herren zu einem Glas Wein in ihre Wohnung hinaufzubitten. Ueber das glattrasierte, massige Gesicht des Kornverwalters verbreitete sich ein freudiges Strahlen; der alte Geniesser sah im Geiste schon den gelben, prickelnden Yvorne im geschliffenen Römer funkeln. Doch Kupferschmid winkte bedauernd ab.

„Vous êtes vraiment trop aimable, Madame," rief er, sich galant verneigend zum Fenster hinauf, „aber es geht leider nicht. Wir müssen um zwei Uhr draussen vor dem Schmiedentor an einem Augenschein mit Baufachleuten teilnehmen. In der letzten Nacht ist dort wieder ein grosses Stück der Ringmauer eingestürzt. Es ist ein Jammer, was der Unterhalt dieser alten Stadtmauern und Türme uns jedes Jahr kostet. Man sollte sie alle endlich abreissen, denn nützen tun sie ja doch nichts mehr!"

„Hoho, Andreas", lachte der Kornverwalter, „so ganz deiner Meinung bin ich denn doch nicht! Ich könnte mir die Stadt ohne Ringmauern und Türme

gar nicht vorstellen. Sie würde ja ganz ihren Charakter verlieren und aussehen wie ein lebender Güggel, dem man alle seine Federn ausgerupft hat. Uebrigens denk nur, wie froh man in Burgdorf vor hundert Jahren über diese alten Festungswerke war, als das Heer der rebellischen Bauern schon vor Oberburg lag und frech und drohend Einlass und Uebergabe der Stadt verlangte."
„Ach was," erwiderte der Venner verdriesslich abwehrend, „das war vor mehr als hundert Jahren. Jetzt gibt's bei uns doch keine Kriege mehr. Und wenn uns der liebe Gott, wie wir es verdienten, für unsere Sünden doch noch einmal mit einem solchen strafen sollte, was würden uns unsere Ringmauern und Türme gegen die neuen Kanonen nützen!"
Lächelnd versuchte die Schultheissin nochmals, die beiden alten Herren zu einem kurzen Trunk einzuladen, doch Kupferschmid liess sich zum Leidwesen des Kornverwalters nicht dazu bewegen. Unter vielen Komplimenten und Bücklingen verabschiedeten sich endlich bie beiden Ratsherren von der Schultheissin mit dem Versprechen, ein anderes Mal gerne ihrer liebenswürdigen Einladung Folge zu geben. Während sie gemächlich unter dem Torbogen durchschritten, verkündete hinten im Hof ein Huronengebrüll der jungen Stürler, dass die Schlacht von Prag endgültig geschlagen war. Besiegt und mausetotgeschossen lagen die vier Blaserbuben um die alte Linde herum auf dem Pflaster.

9

Die Nacht vom fünften auf den sechsten August war stürmisch und dunkel. Ein heftiger Wind fegte das Tal herunter. Nur selten blickte für kurze Momente der Mond durch zerrissenes, nordwärts fliehendes Gewölk über dem Pleerwald hervor. Wütend drehte der Wind die knarrenden Wetterfahnen auf den Türmen des Schlosses herum, riss heulend an allen Ecken und Kanten und schlug mit Wucht einige schlecht verschlossene Fensterladen knallend auf und zu. Von Zeit zu Zeit fiel ein losgerissener Ziegel laut klatschend über die Dächer in den Hof hinunter.
In wenigen Minuten musste die Turmuhr Mitternacht schlagen. Seit einer halben Stunde stand der Landjägerwachtmeister Beer in einer tiefen Türnische des Mittelbauganges, nur wenige Schritte von der Türe des Wehrturmes entfernt, in atemloser Spannung auf der Lauer, jeden Augenblick gewärtig, sich auf den heranschleichenden geheimnisvollen Läuter werfen zu können. Aber Minute für Minute verstrich, ohne dass sich der geringste verdächtige Laut hören liess. Die Ungewissheit und das nervenerregende Warten steigerten die innere Unruhe des alten Soldaten aufs Aeusserste. Bereits stiegen ihm

langsam Zweifel am guten Gelingen des Ueberfallplanes auf. Hatte der Bursche Lunte gerochen oder sonst von sich aus auf das fernere Läuten verzichtet? Oder war er bereits unten an den Toren von den Landjägern gestellt worden? Fiebernd vor Spannung und Ungeduld lauschte der Wachtmeister wieder ins Dunkel hinein. Jetzt fing die Turmuhr schleppend an zu schlagen. Mit vor Aufregung klopfendem Herzen und gross ins Leere starrenden Augen zählte der Unteroffizier mit bis auf zwölf. Nach dem letzten Schlag trat wieder eine tiefe Stille ein. Nur wie von weither ertönte das Brausen des Windes. Schon atmete Beer erleichtert auf, da dröhnten plötzlich unheimlich und schaurig die heulenden Schläge der Armesünderglocke über die Dächer des Schlosses hin. Einen grimmigen Fluch ausstossend, griff der Wachtmeister zur Pistole und zog sein brennendes Blendlaternchen aus der Tasche; dann näherte er sich mit raschen, im langen Gang widerhallenden Schritten der Turmtüre. Sie war geschlossen und verriegelt. Die Siegel des Bandstreifens über dem Schlüsselloch zeigten nicht die geringste Beschädigung. Der Schuft musste also doch oben unter dem Turmdach eingestiegen sein. Wie war das nur möglich; ging es da noch mit rechten Dingen zu, überlegte sich Beer blitzschnell; dann eilte er den Gang entlang und die Treppe des Pfistereigebäudes hinunter. Dröhnend hämmerten seine Fäuste gegen die Wohnungstüre des Gefängniswärters. Nach wenigen Augenblicken wurde von innen vorsichtig geöffnet, und durch die matterleuchtete Spalte schaute Blaser dem Wachtmeister verschlafen und erschrocken in die Augen.

„Macht euch rasch bereit, Blaser, ihr müsst mit mir hinauf in den Turm!"

Sprachlos starrte der Gefängniswärter den Sprecher an. Die Quaste seiner weissen Zipfelmütze fing an, erregt hin und herzubaumeln. Endlich stammelte er mit ganz vertatterter Stimme: „Ausgerechnet ich - - ?"

„Jawohl, ausgerechnet ihr. Macht rasch, wir haben keine Zeit zu verlieren!"

„Ja, aber - Herr Wachtmeister - wozu habt ihr denn eure Landjäger!"

„Die stehen schon unten auf ihren Posten. Witschi bewacht das untere Tor und das Türchen zum Armesünderweglein, und Tschanz steht am Gitter des Notausganges in der Ringmauer. Aber nun vorwärts, zum Donnerwetter! Wir haben höchste Zeit; der Bursche darf uns nicht wieder entwischen."

Mit einem halbunterdrückten Fluch verschwand Blaser in der Wohnung und erschien nach wenigen Minuten wieder, vollständig angezogen, mit einer brennenden Sturmlaterne, die er vor der Türe mit seinem Rock zudeckte, um das Licht gegen den heftigen Sturmwind zu schützen. Sein fettes, mürrisches Gesicht war bleich; aus seinen gelben Augen blickte deutlich die Angst. Stumm folgte er dem Wachtmeister. Hinten im Hof fiel krachend ein mächtiger, vom Sturm gebrochener Ast der alten Linde auf die Steinbank hinunter.

Mit vorgehaltener Blendlaterne prüfte der alte Unteroffizier noch einmal die Siegel am Schloss der Turmtüre, dann riss er den Stoffstreifen weg und öffnete rasch mit dem neuen Schlüssel. Knarrend drehte sich die Türe in den verrosteten Angeln. Ein dumpfer, kalter Modergeruch schlug den beiden Eintretenden entgegen. Heulend dröhnte die Glocke aus dem Innern des Turmes herunter. Der Wachtmeister betrat als erster die schmale, unter seinen schweren Tritten ächzende Holztreppe. Dicht hinter ihm folgte der Gefängniswärter. Gespenstisch geisterten die Lichter ihrer Laternen an den uralten Mauern herum. Auf dem ersten Boden angelangt, blieben die beiden Männer plötzlich stehen und schauten sich betroffen an. Von unten herauf war soeben durch das Heulen der Glocke ein knarrender Laut und gleich darauf ein dumpfer Knall ertönt, während von oben herab ein scharfer Luftzug die Lichter der Laternen zu löschen drohte. In ihrem flackernden Schein bemerkte der Wachtmeister, wie der schwer keuchende Gefängniswärter am ganzen Leibe zu zittern begann. Kalter Schweiss bedeckte seine Stirne.

„Das war die Türe unten; ihr hättet sie schliessen sollen" flüsterte ihm Beer beruhigend zu. „Habt ihr Angst?"

„Angst? - Ich? - Unsinn, Herr Wachtmeister - bin doch kein Angsthase!"

Schwer atmend wischte sich Blaser mit dem Aermel den Schweiss von der Stirne. Er war sichtlich bemüht, sich Haltung zu geben. Der spöttische Blick des Unteroffiziers auf die in seiner Hand leise klirrende Sturmlaterne ärgerte ihn. Beer schlug abwehrend gegen eine ihm um den Kopf flatternde, verängstigte Fledermaus; dann wendete er sich, von Blaser gefolgt, der zweiten Treppe zu. Den weitern Aufstieg musste er trotz seiner Ungeduld etwas verlangsamen, denn das asthmatische Keuchen und Schnaufen seines Begleiters, der sich im Steigen krampfhaft an die ächzende Treppenlehne klammerte, wurde hinter ihm immer lauter und heftiger.

Auf dem zweiten Boden machte der Wachtmeister wieder halt, um Blaser Zeit zum Verschnaufen zu geben. Durch die harten, in den Ohren sausenden Schläge der Glocke hörte man von hier aus bereits deutlich das Aechzen im Gebälk des Glockenstuhls. Gespannt starrten die beiden Männer nach der dunklen Luke des Dachbodens hinauf.

„Geht es wieder, Blaser?" flüsterte der Wachtmeister nach einer kurzen Weile seinem Begleiter ins Ohr. Stossweise hob und senkte sich dessen Brust unter heftigem Keuchen. In Bächlein floss ihm der Schweiss über das fette Gesicht. Statt einer Antwort nickte der Gefängniswärter mit starren Augen und deutete an, dass er zum Letzten bereit sei.

Langsam, immer vorsichtiger, stiegen die beiden Männer höher. Das gellende Läuten der Glocke dröhnte ihnen jetzt aus nächster Nähe in die Ohren. Die

Pistole schussbereit in der Rechten, zwängte der Wachtmeister seinen mächtigen Leib durch die Luke und betrat den obersten Boden. Blaser blieb, sobald er seinen Kopf aus der Oeffnung erhoben, schwer keuchend und mit aschfahlem Gesicht auf der Treppe stehen. Sprachlos vor Staunen starrten die beiden Männer mit weit aufgerissenen Augen zur Glocke hinauf, die im matten Schein der Blendlaterne hin und her schwang. Neben ihr hob und senkte sich ruhig im Takt das vom Hebel herunterhängende Zugseil. Der ganze Raum bis hinauf zum Dach war menschenleer.

Bleich, den Blick zur Glocke emporgerichtet und im halbgeöffneten Mund unter dem ergrauten, buschigen Schnurrbart die blinkenden Zähne zeigend, stemmte sich der Wachtmeister mit dem Rücken gegen die Mauer, als hätte er sie mit seinen breiten Schultern weiter nach rückwärts verschieben mögen. Plötzlich löschte ein heftiger Luftzug seine Laterne. Ein dumpfer Knall ertönte von der Westseite; blitzschnell huschte ein heller Schleier über den Boden und verschwand nach einem zweiten Knall durch eine offene Luke in der Ostwand.

Von der Treppe herauf erscholl ein gurgelnder Schrei. Halb wahnsinnig vor Angst stolperte Blaser auf schlotternden Beinen die Stufen hinunter. Auf einmal gab es ein furchtbares Krachen und Splittern, und polternd sauste der Gefängniswärter die Treppe hinab auf den untern Boden, im Fallen die zerschmetterte Sturmlaterne unter sich begrabend.

Der entsetzliche Aufschrei aus der Tiefe brachte den Wachtmeister endlich vollends zur Besinnung. Mit einem grimmigen Fluch tastete er sich im Finstern die Treppe hinunter. Suchend griff er nach seinem am Boden stöhnenden Begleiter. Wie ein gestochenes Tier schrie dieser plötzlich wieder auf, da ihm Beer mit seinen schweren Schuhen auf die Hand getreten war. Durch das Heulen der Glocke rief ihm der Unteroffizier zu: „So ein Blödsinn, Blaser! Vorwärts, aufstehen! Habt ihr etwas gebrochen?“ Ein gurgelndes Stöhnen liess sich am Boden hören.

„He da, Mann, zum Donnerwetter, steh auf, wir müssen hinunter!“ Wieder ertönte ein schwacher Wehelaut als Antwort.

Nach einem letzten, kräftigen Schlag verstummte plötzlich oben die Glocke. Das Aechzen im Stuhlgebälk wurde immer schwächer; dann trat zur völligen Dunkelheit eine unheimliche Stille.

Mit starken Armen hob der Wachtmeister den Gefallenen hoch und stellte ihn auf die Füsse. Er musste ihn kräftig stützen, sonst wäre er wieder gefallen. Beer packte den leise Stöhnenden und schleppte ihn zur nächsten Treppe. Dort hob er ihn auf seinen breiten Rücken und trug ihn hinunter. Während eines kurzen Haltes auf dem untern Boden schien der Gefängniswärter wieder etwas

zu sich zu kommen. Zähneklappernd und wie ein Betrunkener lallend, flüsterte er, indem er schwach seinen Kopf von der Schulter des Wachtmeisters hob: „Sie hat - auf mich - geschossen, - die Hexe!"
„Unsinn, Blaser! Das Knallen kam von den auf- und zuschlagenden Lukenladen und der helle Schimmer vom Mondschein!"
Ungeduldig griff ihm der alte Soldat wieder kräftig unter und schleppte ihn die letzte Treppe hinab. Unter schweren Mühen schob er ihn endlich keuchend der beim Anblick ihres blutüberströmten Ehemannes entsetzt aufschreienden Frau Blaser in die Arme mit den Worten: „Da, Gevatterin, nehmt ihn hinein und pflastert ihn wieder zurecht. Er ist etwas übel zerschlagen; aber es wird nicht so schlimm sein, wie es aussieht!"
Die jammernde Frau wollte unbedingt wissen, was sich oben im Turme zugetragen; aber der Wachtmeister winkte barsch ab und erwiderte, dazu habe er jetzt keine Zeit, erst müsse er seine postenstehenden Landjäger aufsuchen. Mit eiligen Schritten lief er über den Hof dem oberen Tor zu. Gleich darauf prasselte ein vom Sturmwind heftig gepeitschter Regen über die Dächer des Schlosses herab.

10

Graf Anton von Stettenbach erhob sich ungeduldig von seinem Lehnstuhl. In Gedanken versunken wanderte er langsam, das rechte Bein immer etwas nachschleppend, in der Stube auf und ab. Der Fall gab ihm entschieden zu denken. Während des Mittagessens waren er und Schultheiss Stürler hart aneinandergeraten, nachdem ihm der Landvogt auf sein Befragen hin etwas unsicher geantwortet hatte, dass es ihm leider in der letzten Nacht trotz all der getroffenen Massnahmen nicht gelungen sei, den ekligen Störenfried zu erwischen. Aufbrausend hatte ihm der Oberst ins Gesicht geschleudert, es sei einfach ein Skandal, dass er nicht imstande sei, dem Unfug ein Ende zu machen, worauf Stürler beleidigt und zornig erwidert hatte, wenn er, Stettenbach, glaube, die Sache besser machen zu können, so solle er doch selber den Fall erledigen. Darauf hatte der Oberst, heftig mit der flachen Hand auf den Tisch schlagend, erklärt, gut, er sei bereit, die Angelegenheit in seine eigenen Hände zu nehmen unter der Bedingung, dass ihm auch die Aburteilung des Spitzbuben, sobald er erwischt, überlassen werde. Nach kurzem Besinnen hatte sich Stürler mit einem spöttischen Lächeln damit einverstanden erklärt, aber immerhin den Vorbehalt gemacht, dass sich eine allfällige Bestrafung natürlich im Rahmen

seiner eigenen gesetzlichen Kompetenzen zu bewegen habe, da er unbedingt zum Strafmass selber müsse stehen können.
Nun wartete der Oberst mit Ungeduld auf die beiden zu sich befohlenen Landjäger, um in ihrer Begleitung sofort im Turm einen ersten Augenschein vorzunehmen. Er war in übelster Laune und ärgerte sich hintendrein über sein in der Aufregung etwas voreilig gemachtes Anerbieten, das ihm unter Umständen eine dumme Blamage einbringen konnte. Was ging ihn am Ende diese verfluchte Drecksache an! Allerdings, die widerwärtigen nächtlichen Ruhestörungen hatte er nun doch endlich einmal sattgekriegt; und übrigens, zum Donnerwetter, dem ekelhaften Kerl musste doch schliesslich beizukommen sein!
Am Fenster stehenbleibend, trommelte Stettenbach wütend mit den Fingern seiner Rechten den preussischen Sturmmarsch gegen eine Scheibe und blickte finster auf das vom Regen glänzende Dach des Landvogteigebäudes hinüber.
Da klopfte es hart an die Türe. Auf das schneidige „Herein" des Obersten trat Landjägerwachtmeister Beer in die Stube. Den Hut unter dem Arm, stellte er sich spreizbeinig in Positur und meldete militärisch knapp: „Ich habe Befehl erhalten, mich mit einem Landjäger dem Herrn Oberisten zur Verfügung zu stellen. Landjäger Witschi steht im Vorzimmer bereit."
Stettenbach musterte etwas überrascht und nicht ohne Wohlgefallen die stramme Gestalt des alten Unteroffiziers, der auch in der Garde zu Potsdam hervorgestochen hätte. Er hatte Beer noch nie in so tadelloser Haltung gesehen. Die Uniformstücke sassen ihm wie angegossen. Die metallenen Knöpfe, Schnallen und Tressen schienen frisch poliert zu sein, und die Spitzen seines ergrauten Schnurrbartes hatte der Wachtmeister forsch in die Höhe gebürstet. Als ehemaliger Korporal des französischen Schweizerregiments von Diesbach wusste er, was sich gehörte, wenn man zur Verfügung des einstigen preussischen Regimentskommandeurs befohlen wurde.
„Bequem stehn, Wachtmeister! - Ihro Gnaden, der Herr Schultheiss, hat mich gebeten, heute während seiner Abwesenheit die Untersuchung gegen diesen verdammten Ruhestörer weiterzuführen. Ich will vorläufig oben im Turm selber einen Augenschein nehmen. Ihr werdet mich mit dem Landjäger begleiten. Glaubt ihr, dass ich mit meinem Hinkebein da 'raufkomme?"
„Sehr wohl, Herr Oberist!"
„Sind die Treppen gefährlich?"
„Durchaus nicht, Herr Oberist!"
„Gut, ich bin gleich bereit."
Stettenbach griff zu Hut und Stock; dann wendete er sich wieder dem Wachtmeister zu.
„A propos, wisst ihr, wie's der Memme da unten geht?"

„Zu Befehl, Herr Oberist! Der Wärter ist etwas übel zugerichtet. Chirurgus Stähli, der Gefängnisarzt, hat zwei Rippenbrüche, einen Fingerbruch, die Verstauchung eines Fusses, Quetschungen, Schürfungen, Schnittwunden und einen argen Nervenschock konstatiert. Blaser wird für einige Tage das Bett hüten müssen. Landjäger Tschanz vertritt ihn unterdessen."

Stettenbach lachte kurz auf. „Na, geschieht ihm recht, dem feigen Dickwanst. Ach, pfui Teufel, so ein gemeiner Angstmeier! Der Kerl gibt mir furchtbar auf die Nerven."

„Blaser hat mir heute mittag erklärt," meldete Beer lachend weiter, „mit zehn Rossen bringe man ihn nachts nicht mehr in diesen verfluchten Turm hinauf, selbst wenn der Teufel auf Stelzen daherkäme!"

Mit einem verächtlichen Lächeln tippte sich der Oberst mit dem Zeigefinger seiner Rechten gegen die Stirne; dann befahl er kurz: „Gehen wir!"

Langsam stiegen die drei Männer die Turmtreppen empor. Ein leises Aechzen verriet ab und zu, dass dem alten Offizier das Steigen Schmerzen im Bein verursachte. Die Zähne zusammenbeissend, hatte Stettenbach zuerst die hilfreiche Hand des Wachtmeisters barsch zurückgewiesen, aber auf der zweiten Treppe war er doch froh, die ihm nochmals dargebotene gewaltige Pratze zu ergreifen und sich mit ihrer Hilfe sachte von Stufe zu Stufe emporziehen zu lassen. Die Zwischenböden des Turmes wurden genau untersucht, und von den drei Männern wurde übereinstimmend festgestellt, dass ein Verbergen auf ihnen nicht in Frage kommen konnte.

Auf dem Dachboden angelangt, blickte Stettenbach neugierig zu der schönen alten Glocke empor und betrachtete prüfend das neben ihr herunterhängende Zugseil; dann forschte er von allen Seiten mit scharfen Blicken in das Halbdunkel des Glockenstuhles hinauf. Endlich wendete er sich kopfschüttelnd dem Wachtmeister zu.

„Ganz frei hat die Glocke da hin- und hergeschwungen, sagt ihr, und das Seil hing vollständig lose herunter?"

„Zu Befehl, Herr Oberist! Es war wie verhext, ganz unheimlich zu sehen. Der Raum war menschenleer."

Stettenbach trat an eine offene Luke und blickte in die Tiefe. Ein leichtes Schwindelgefühl bemächtigte sich seiner. Das war doch ganz ausgeschlossen, dass man da hätte mit Leitern hinaufsteigen können. Nachdenklich hinkte der alte Offizier zu der zweiten offenen Luke in der entgegengesetzten Mauer und warf einen Blick hinab in den tief unten liegenden Schlosshof. Dann trat er kopfschüttelnd wieder zurück und spähte von neuem mit stechenden Augen zum Glockenstuhl hinauf. Schliesslich öffnete er umständlich einen der verschlossenen Laden in der Nordwand; aber kaum hatte er einen Blick hin-

untergeworfen, schnellte er plötzlich seinen Oberkörper hoch und starrte zum überhängenden Dach empor. Dann wendete er sich ungestüm nach den beiden Landjägern um. Ein diabolisches Leuchten blitzte aus seinen Augen, und die rechte Gesichtshälfte geriet in heftiges Zucken.
„Da, guckt mal hinaus!" schrie er den beiden Landjägern mit einer vor Ueberraschung und Freude sich fast überschlagenden Stimme zu.
„Sacré tonnerre!" rief der Wachtmeister mit seiner tiefen Basstimme wütend, als er von der Luke zurücktrat, und „der verfluchte Keib!" entfuhr es dem Landjäger Witschi, sobald auch er sich wieder in der Oeffnung umdrehte.
„Sämtliche Laden öffnen!" befahl der Oberst mit scharfer Kommandostimme, die deutlich seine Ungeduld verriet. Eilig stürzten sich die Landjäger an die noch verschlossenen fünf Luken und rissen die Bretterladen auf; dann starrten alle drei in höchster Aufregung zum Dachstuhl hinauf.
Starr vor Ueberraschung und Staunen blickten sich die drei Männer einen Augenblick an; dann brachen sie plötzlich wie auf Verabredung in lautes Lachen aus.
„Da haben wir's!" rief der Oberst endlich mit einem triumphierenden Blick und humpelte nochmals zu der von ihm selber geöffneten Luke in der Mauer. Knapp neben der Oeffnung hing von einer Dachrafe ein langes, dünnes Seil, das kaum vom gleichfarbigen grauen Gemäuer des Turmes und der Ringmauer zu unterscheiden war, bis hinunter in die Eschen über dem Burggraben. Von der Dachrafe hinweg lief das Seil auf hölzernen Spulen einem Balken entlang bis hinauf in die Turmspitze unter der Wetterfahne und von dort fast senkrecht zum hölzernen Hebel hinunter, vermittelst dessen die Glocke in Schwung gebracht werden konnte.
Stettenbach gab Befehl, das Seil hinaufzuziehen und die sämtlichen Luken wieder zu schliessen; dann traten die drei Männer in gehobener Stimmung den Abstieg an. Unten an der Turmtüre wendete sich der Oberst an den Wachtmeister, der sie verschloss und den Schlüssel in seiner Tasche versorgte. „Jetzt steigt ihr sofort zu Blaser hinunter und quetscht ihn nach allen Kanten aus. Ich will von ihm wissen, wer alles in der letzten Zeit vor dem erstmaligen Läuten da oben im Turm war. Kniet ihm auf den Bauch, bis er sich wieder an jede Einzelheit erinnert. Ich erwarte euch zum Rapport in meinem Zimmer. Landjäger Witschi ist vorläufig entlassen."
Eine Viertelstunde später meldete der Unteroffizier dem Obersten, Blaser habe ihm erklärt, er könne sich nicht vorstellen, dass ausser den Dachdeckern in der letzten Zeit jemand oben im Turm gewesen wäre. Zuletzt sei vermutlich der Enderli Sepp, der Zürihegel, oben gewesen. Kurz nach der Verbüssung seiner Arreststrafe, einige Tage nach Vollendung der Dachausbesserungen, sei er eines Abends nochmals mit einem an der Schulter hängenden Werkzeugkistchen,

auf welchem sein Arbeitskittel lag, ins Schloss hinaufgekommen. Auf Blasers Frage, was er schon wieder da oben zu tun habe, sei ihm vom Enderli geantwortet worden, er habe irgendwo unter den Dächern seinen Spitzhammer liegen lassen, den er nun im ganzen Schloss herum suchen müsse, da er ihn sonst dem Meister zu vergüten habe.
Kaum hatte Beer die Dachdecker erwähnt, da war der Oberst mit einem Ruck von seinem Lehnstuhl aufgefahren. Ein grimmiges, triumphierendes Lächeln huschte über sein Gesicht, und boshaft blitzten seine Augen auf.
„Ausgezeichnet, Wachtmeister! Ganz ausgezeichnet! Jetzt holt ihr mir den Kerl sofort herauf. Ihr steht mir dafür, dass er euch nicht entwischt. Ich erwarte euch drüben in der Kanzlei."

11

Als Beer kurz darauf aus der Wachtstube des Landjägerpostens neben dem untern Torturm trat, wirbelte er seinen bis auf die Backen hinausgewachsenen Schnurrbart noch etwas höher und schlug in übermütiger Stimmung mit seinem geschmeidigen Unteroffiziersstock einige sausende Quarten und Terzen in die Luft. Stolz wölbte sich seine breite Brust unter dem grünen, silberbetressten Landjägerrock vor freudiger Genugtuung über die bevorstehende Verhaftung. Arretierungen zog er allen andern Funktionen seines Berufes vor; die gingen dem alten Unteroffizier fast noch über die solemnen Wachtaufzüge bei den Diesbachern in Versailles oder Paris; denn sie boten ihm die beste Gelegenheit, seine ganze ihm von der Stadt und Republik übertragene Machtbefugnis jedermann in augenfälliger Weise zu dokumentieren. Und wohl noch nie hatte ihn ein Haftbefehl mit grösserer Befriedigung erfüllt als heute, galt er doch diesem abgefeimten Radaumacher, der in widerwärtigster Weise die Staatsgewalt und ganz besonders die Landjäger und ihren Chef schon so lange genarrt und dem öffentlichen Gespötte preisgegeben hatte.
Ein starker Regen schlug ihm ins Gesicht, und heftig riss der Wind an seinem Mantel, als er rüstig den Schlossbergweg hinunterschritt. Aber heute fluchte er ausnahmsweise weder über den Wind noch über den Regen; denn bei dem Hundewetter waren die Decker sicher am ehesten zu Hause zu treffen, und er würde wohl kaum genötigt sein, den Enderli Sepp von irgend einem Dach herunterzuholen. Die biedern Bürger da unten im Städtchen würden staunen, wenn er mit dem Zürihegel neben sich durch die Gassen schritt!
Unten an der breiten Mühlegasse betrat der Unteroffizier das mit einem roten Dachziegel am kunstvoll geschmiedeten Aushänger gekennzeichnete, behä-

bige Haus des Deckermeisters Aeschlimann. Eine ältere, von dem unerwarteten Besuch des stattlichen Landjägers ganz verschüchterte Dienstmagd führte ihn über eine finstere Treppe hinauf in eine niedrige, dunkel getäferte Stube. Der grauköpfige Alte sass eben bei Wein, Wurst und Brot am schweren, eichenen Tisch. Ueberrascht erwiderte er, sich schwerfällig erhebend, den kurzen Gruss des Unteroffiziers, wies mit der Hand einladend auf eine ihm gegenüberstehende Stabelle und fragte endlich respektvoll, womit er dem Herrn Wachtmeister dienen könne. Beer setzte sich gewichtig, dass der alte Stuhl in allen Fugen krachte, spreizte die Beine und räusperte sich geräuschvoll. Dann fing er an, mit gedehnter Stimme, die bewusst die Wichtigkeit seiner Mission betonte, zu fragen.

„Meister Aeschlimann, wenn ich richtig unterrichtet bin, so habt ihr einen gewissen Josef Enderli aus dem Zürichbiet als Gesellen in eurem Dienst?"

„Jawohl, der ist bei mir. Er spaltet grad Schindeln unten im Hofmagazin. Ist wieder etwas ungut mit ihm? Soll ich ihn rufen?"

Auf das geheimnisvolle Kopfnicken des Wachtmeisters erhob sich der Alte, öffnete ein gegen den Hof stehendes Fenster und rief hinunter: „Sepp!" Von unten herauf antwortete die Stimme eines andern Gesellen, der Sepp sei vorhin weggegangen; er habe gesagt, er werde gleich zurück sein. Aeschlimann setzte sich wieder an den Tisch und meinte, missbilligend den Kopf schüttelnd: „Der Enderli wird wohl wieder einmal droben in der 'Lilie' beim Z'vieri sitzen. Er tut manchmal, als wäre er hier jetzt schon der Meister. Wir können des Regenwetters wegen heute nicht auf den Dächern arbeiten; da nützt er die Gelegenheit aus. Das Schindelnmachen findet er zu dumm. Soll ich ihn rufen lassen?"

Beer überlegte einen Augenblick, dann schüttelte er den Kopf. „Nein Meister Aeschlimann, aber ihr könnt mir etwas Näheres über den Burschen berichten. Ist er schon lange hier? Wie seid ihr mit ihm zufrieden?"

„Enderli ist seit fünf Jahren bei mir als Geselle. Seit zwei Jahren versieht er die Stelle des Vorarbeiters. Ich habe noch nie einen bessern gehabt. Der Sepp ist zwar etwas aufbrausend und rechthaberisch, schimpft oft über das Essen und über die Gesellenkammer, die ihm im Sommer zu heiss und im Winter zu kalt ist; aber er versteht das Handwerk aus dem Effeff und ist ein zuverlässiger und gewissenhafter Arbeiter. Ich lasse ihn ganz selbständig schalten und walten. Wegen meinen immer häufiger sich einstellenden Schwindelanfällen traue ich mich nämlich nicht mehr auf die Dächer und Leitern. Enderli wird nächstens mein Geschäft mitsamt dem Haus da übernehmen und sich in Burgdorf einbürgern. Er hat bereits ordentlich erspartes Geld auf der Seite, und sein Vater, ein rechtschaffener Gerbermeister in Männedorf am Zürichsee,

will ihm bei der Uebernahme behilflich sein. Auch nach einer Frau scheint er sich bereits umgesehen zu haben. Ich habe zwar die Weibsperson noch nie gesehen und weiss nicht, wer sie ist; doch ich glaube, er wird schon die Richtige gefunden haben. Er ist gescheit und erfahren genug und schon ordentlich in der Welt herumgekommen. Auf der Walz kam er über Oesterreich, Böhmen, Sachsen, Holland und Frankreich hieher. - Aber ich schwatze da und denke gar nicht daran, dass der Herr Wachtmeister sicher seit Mittag nichts mehr gegessen und getrunken hat. Darf ich euch ein Glas Wein einschenken? Es ist nicht vom schlechtesten Burgunder. Auch Wurst ist genug für euch da."
„Merci, Meister Aeschlimann," erwiderte Beer, sich erhebend, „ihr seid gütig, aber ich habe noch ein wichtiges Geschäft zu erledigen. Schönen Dank für eure Mitteilungen; sie haben mich interessiert. Hört, wenn der Enderli wieder zurückkommt, sagt ihr ihm nichts von meinem Besuch. Er darf nicht wissen, dass ich hier war und nach ihm gefragt habe. Sagt das auch eurer Haushälterin. Adieu, Meister, lebt wohl, und nochmal schönen Dank!"

12

Als der Wachtmeister in die kleine, niedrige Gaststube der 'Lilie' trat, fiel sein erster Blick auf die zwei einzigen anwesenden Gäste, den Enderli Sepp und den Dysli Ruedi, die hinter halbgefüllten Weingläsern am runden Tisch in der Mitte des Zimmers sassen und ihre lebhaft geführte Unterhaltung beim Anblick des Landjägers plötzlich abbrachen. Beide begrüssten den Eintretenden mit einem respektvollen „Grüss Gott, Herr Wachtmeister", während die am Fenster sitzende Wirtin ihr Strickzeug beiseite legte und sich dienstbereit dem neuen Gast näherte. Beer hing seinen vom Regen triefenden Mantel an einen Haken an der Wand, setzte sich gewichtig an einen uralten Tisch in der Nähe der Türe und bestellte ein Gläschen Pfefferminze, um, wie er fast als Entschuldigung beifügte, seinen erkälteten Magen etwas wärmen zu können. Geschäftig holte die Wirtin das Gewünschte vom Schenktisch herbei und fing dann, indem sie ihre Strickarbeit am Fenster wieder aufnahm an, mit dem Unteroffizier über das schlechte Wetter der letzten Tage zu plaudern. Beer vernahm von ihr unter anderem, grad vorhin sei der Hafnermeister Gammeter da gewesen und habe berichtet, dass das Hochwasser der Emme vor knapp einer Stunde wieder einmal den Lochbachsteg weggerissen habe, und dass drüben im Binzbergwald über der Wasenmeisterei ein grosser Erdschlipf niedergegangen sei.
Währenddessen schien Dysli, der schon seit Wochen seines Wächteramtes

sowohl wie seiner Stelle als Steinbrecher entsetzt war und sich und seine Lisabeth nun kümmerlich mit dem Verhausieren selbstangefertigter Schwefelhölzer durchschlug, das vorhin unterbrochene Gespräch wieder aufgenommen zu haben. Mit unterdrückter Stimme redete er eifrig auf den Dachdecker ein, bis dieser plötzlich mit der Faust auf den Tisch schlug und ärgerlich ausrief: „Rüedel, jetzt hör mir endlich auf mit dem dummen Gestürm. Das halte ich auf die Länge nicht aus. Und zu tuscheln wie eine alte Hechlerin brauchst du deswegen auch nicht, weil jetzt der Herr Wachtmeister dasitzt. Der kennt ja die blöde Geschichte besser als du und glaubt sicher auch nicht an Ungeheuer. Gottverdammi, so ein alter Esel wie du sollte, beim Eid, nicht mehr an Hexen glauben!"

„Kannst's glauben oder nicht, 's ist doch so, sag ich dir!" rief jetzt Dysli ebenfalls laut in beleidigtem Ton. „Was ich weiss, weiss ich, und das redet mir keiner aus, auch wenn der dicke Polizeitätschmeister drüben im Rathaus noch so sehr über mich lacht. Ich hab sie ja mit meinen eigenen Augen gesehen. Meiner Lebtag werde ich die grausigen Schreie und die feurigen Augen nicht mehr vergessen!"

„Ach was, dem Herrn Wachtmeister soll sie ja in den Rücken geschossen haben, hiess es. Der müsste sie ja sicher auch gesehen haben. - Ueberhaupt, so ein Blödsinn! - - Das mit den feurigen Augen und mit den Schreien will ich dir am Ende glauben; aber das kam sicher von einer liebebedürftigen weissen Katze, die sich brünstig mit einem Maudi im Busch amüsierte!"

„Was! Von - - von einer Katze, sagst du! - - einer Katze - -?" Mit grossen Augen starrte Dysli den Dachdecker an, als hätte ihm dieser den unmittelbar bevorstehenden Tod vorausgesagt. „Eine Katze - sagst du - wäre - - ?"

Wie Schuppen fiel es auf einmal dem alten Steinbrecher von den Augen. Nach kurzem, angestrengtem Nachdenken schlug er sich plötzlich mit der Faust vor die Stirne. Donner und Doria! Dass ihm selber noch nie dieser Gedanke gekommen war! Er musste also doch einen zünftigen Rausch gehabt haben in jener Nacht. Unwillkürlich kam ihm Simon Pankraz, der Held von Sankt Jakob in den Sinn. Kruzitürken! Würde der ihn jetzt auslachen! Das vom vielen Trinken gerötete Gesicht des alten Schwefelholzfabrikanten wurde noch etwas dunkler. Er schämte sich wirklich vor sich selber. Krauend glitten seine Finger durch das struppige Haar, während er stumm in sein Glas starrte.

Der Dachdecker, welcher ihn unterdessen verstohlen von der Seite her beobachtet hatte, lachte plötzlich laut auf.

„Ruedi, du alter Schwede! Kannst Gift drauf nehmen, dass es eine Katze und nicht das Gespenst der Mühlemann Babe war. Die Babe hat ja den Kinds-

mord gestanden und ist nicht unschuldig geköpft worden wie jener alte Nagelschmied bei uns in Männedorf, der zu meines Grossvaters Zeiten eines Mordes wegen unschuldig am Galgen aufgehängt worden war und nachher noch jahrelang herumspukte. Immer, wenn sich der Tag seiner Hinrichtung jährte, sass er um Mitternacht auf der Kirchhofmauer und weinte und schluchzte gotterbärmlich, bis ihn einmal ein Tauner mit der Mistgabel erstechen wollte. Am Morgen fand man das Geissenbäuerlein mit der Gabel in der Hand tot neben der Mauer, und am gleichen Tage hat man endlich herausgefunden, dass er der wirkliche Mörder und dass der Schmied unschuldig gehängt worden war. Jaja, mein Lieber, die unschuldig Verurteilten, die rächen sich oft erst nach dem Tode. Andere warten nicht so lange; denn unschuldig verurteilt werden, das tut weh. Gottverdammi, das kannst du mir glauben, das steckt einem wie ein Stachel im wunden Fleisch. Die fünf Tage, die ich da oben für nichts abhocken musste, die werde ich auch nie vergessen."

Bei diesen Worten erhob sich der Wachtmeister, der bisher, wie die Wirtin, dem Gespräch schweigend zugehört hatte. Ein Geldstück auf den Tisch werfend, hängte er seinen Mantel um; dann wendete er sich in voller Breite dem Decker zu.

„Enderli, ihr kommt mit mir hinauf ins Schloss!"

„Ich? - - hinauf ins Schloss?" fragte der Geselle nach einer kurzen Pause betroffen.

„Jawohl, ihr! Ich habe Befehl, euch zu verhaften."

Eine leichte Blässe stieg dem Decker in sein plötzlich ernst gewordenes Gesicht. Sprachlos vor Ueberraschung schauten ihn Dysli und die Wirtin fragend an. Aber Enderli schien die Fassung rasch wieder zu gewinnen. „Mich verhaften! - - und weswegen, wenn man fragen darf?" kam es endlich etwas heiser von seinen Lippen.

Zornig schlug der Wachtmeister mit der Spitze seines Stockes auf den Fussboden. „Da gibt's nichts mehr zu fragen, zum Donnerwetter!" schrie er den Gesellen an. „Aufstehen und mitkommen, und damit basta!"

Enderli warf einen verstohlenen Blick auf die Pistole und den Säbel des Landjägers; dann erhob er sich langsam.

„Jaja, ich komme schon, nur nicht so schützig! Man wird doch wohl erst seine Uerte berappen dürfen!"

Umständlich kramte der Dachdecker einige Münzen aus seinen Taschen hervor und warf sie auf den Tisch.

„Da, Frau Wirtin, macht euch bezahlt. Es langt für das, was wir beide getrunken haben und noch für ein weiteres Schöppchen, das ich dem Herrn alt Nachtwächter spendiere. Trink's auf mein Wohlergehen, Rüedel! Es wird nicht

so unnütz sein, wenn man zu den gnädigen Herren hinauf ins Schloss eingeladen wird."
Dysli erhob sich und drückte dem Gesellen gerührt die Hand. „Gott vergelt's dir, Sepp. Sei sicher, dass der Schoppen ganz auf dein Wohl getrunken wird. Komm bald wieder! Ich warte hier auf dich und drücke für dich unterdessen den Daumen."
Ganz verdattert blickten sich Dysli und die Wirtin fragend an, als sich die Türe hinter den beiden geschlossen hatte.

13

In der Kanzlei war Graf von Stettenbach eben mit dem Landschreiber Leuw in ein eifriges Gespräch verwickelt über die neuesten literarischen Veröffentlichungen des erst vor wenigen Jahren von Göttingen nach Bern zurückgekehrten Albrecht Haller, der als Dichter und Gelehrter immer mehr die Aufmerksamkeit der Gebildeten Europas auf sich lenkte, als der Landjägerwachtmeister mit einem triumphierenden Blick auf die beiden Herren seinen Gefangenen über die Schwelle schob. Der Oberst brach die Unterhaltung kurz ab und näherte sich langsam der Schranke; fest bohrte sich sein lauernder Blick in die Augen des Dachdeckers, der ihn gelassen aushielt.
„Enderli, ihr seid der nächtliche Läuter der Armesünderglocke!"
Der Geselle schob seine Fäuste in die Hosentaschen und blickte finster zum Fenster hinaus. In höchster Spannung starrte ihn Stettenbach mit stechenden Augen an. Sein Raubvogelkopf wurde noch markanter und härter als sonst. Langsam fing es in seinem Gesicht an zu zucken. Endlich brauste er los.
„Heraus mit der Sprache! Stimmt's oder stimmt's nicht?"
„Wenn's der Herr Oberist schon so sicher weiss, so wird's wohl stimmen," erwiderte Enderli kaltblütig mit ruhiger Stimme. „Jawohl, es stimmt, und ich stehe dazu!"
Sprachlos vor Ueberraschung starrte ihn Stettenbach an. Auf dieses prompte Geständnis war er nicht gefasst. Er hatte im Hinblick auf die wenigen vorhandenen Indizien ein hartnäckiges Leugnen erwartet und war auf eine langwierige Beweisführung, nötigenfalls mit Anwendung der Folter, vorbereitet. Wie dieser Kerl da aus dem niedrigen Volke so soldatisch grad und tapfer zur Wahrheit stand, das imponierte ihm.
„Brav, Enderli!" stiess er endlich etwas ruhiger hervor. „Und nun sagt mir auch noch gleich, warum ihr das getan habt."
„Gottverdammi, wenn man mir nichts, dir nichts für fünf Tage bei Wasser

und Brot ins Loch gesperrt wird, wird man sich, beim Eid, zur Rache wohl einen kleinen Spass erlauben dürfen!"
Der Graf warf dem Gesellen einen langen, überraschten Blick zu; dann hinkte er langsam an das Stehpult des Landvogtes.
„Herr Landschreiber, bitte zu protokollieren. Kraft meiner mir vom gnädigen Herrn Schultheissen übertragenen Machtbefugnis verurteile ich den Dachdecker Josef Enderli wegen arger nächtlicher Ruhestörung, begangen durch dreimaliges Läuten der Armesünderglocke zu mitternächtlicher Stunde, zu vier Wochen Gefängnis, abwechslungsweise je über den andern Tag bei Wasser und Brot, und zu einer Zusatzstrafe von zwei Dutzend Stockhieben, zwölf rechts und zwölf links. Verstanden, Wachtmeister? Führt den Mann ab! Die Hiebe sind unverzüglich zu verabfolgen. Aber feste zuschlagen!"
„Zu Befehl, Herr Oberist!"
Unwirsch machte Beer kehrt und führte seinen Gefangenen hinaus. Die Gefängnisstrafe hatte er erwartet; aber auf die sausenden Stockhiebe über die nackten Fussohlen war er nicht gefasst gewesen. Er kannte diese grausame Körperstrafe von seiner Dienstzeit her zur Genüge. Bei den Regimentern im Ausland war sie noch allgemein im Brauch; doch in der Schweiz hielt man sie als zu entehrend für den Bürgerstolz und wendete sie nicht mehr an. Es war dem Wachtmeister auch nicht entgangen, wie der Landschreiber vorhin bei Erwähnung der Prügelstrafe missbilligend den Kopf geschüttelt hatte.
In der halbdunkeln Gefängniszelle befahl der Unteroffizier dem Gesellen barsch, seine Schuhe und Strümpfe auszuziehen und sich mit dem Rücken auf den Boden zu legen. Enderli gehorchte fluchend und liess sich von den Landjägern Witschi und Tschanz seine Füsse an einem quer über die Gelenke gelegten Besenstiel zusammenbinden. Mit beweglichen Worten flehte er, man möchte nicht allzu fest zuschlagen, seine Füsse seien sonst schon krank infolge des wochenlangen Arbeitens auf den heissen Dächern. Ohne zu antworten überreichte Beer dem Landjäger Tschanz eine geschmeidige Haselrute; dann hob er mit Witschi vermittelst des Besenstiels die Füsse in die Höhe. Mit finster zusammengezogenen Brauen betrachtete er einen Augenblick die hochgehaltenen nackten Sohlen. Sie waren zündrot und geschwollen.
„Tschanz, zwei Dutzend Stockhiebe hat der Herr Oberist befohlen, zwölf links und zwölf rechts. Links ist hier und rechts ist hier." Damit zeigte der Wachtmeister mit dem Finger links und rechts neben den Fussohlen auf den Besenstiel. Verständnislos blickte ihn Tschanz einen Augenblick an; dann fing er an zu begreifen und machte sich lachend zum Schlagen bereit. Sausend fielen seine Schläge links und rechts neben den Füssen auf den Besenstiel.
Schon nach den ersten Hieben fing der Dachdecker an zu lachen und lachte

bis zum letzten immer stärker, dass die beiden Landjäger Mühe hatten, die durch die Körpererschütterung zuckenden Füsse am Besenstiel ruhig hochzuhalten. Sobald seine Fesseln wieder gelöst waren, sprang Enderli, immer noch lachend, in die Höhe und griff in überströmender Dankbarkeit nach der Rechten des alten Unteroffiziers.

„Gott vergelt's euch, Herr Wachtmeister. Ihr seid ein Prachtsmensch. Ich werde euch das nie vergessen!"

„Maul halten, Kerl!" schrie ihn Beer mit drohendem Stirnrunzeln an, indem er die ihm dargebotene Hand beiseite schlug.

„Keine Angst, Herr Wachtmeister," lachte der Geselle, „ihr braucht nicht zu fürchten, dass ich euch durch dummes Ausschwatzen Unannehmlichkeiten bereiten werde. Gottverdammi, wenn ich jetzt der bernische Landjägergeneral wäre, würde ich euch auf der Stelle zum Feldweibel befördern!"

„Maul halten, Kerl!" schrie ihn der alte Unteroffizier noch drohender an; aber es entging dem Dachdecker nicht, dass er unter dem grossen Schnauz das Lachen auf den Stockzähnen verbiss.

14

Vier Wochen lang sah man nichts mehr vom Enderli Sepp, aber sein Name lief inzwischen von Mund zu Mund. So sehr man sich vorher über die nächtlichen Ruhestörungen geärgert, jetzt lachte man allgemein über sein freches Schelmenstücklein und war gerne bereit, es ihm nicht allzusehr übelzunehmen. Ausser dem pfiffigen Zürcher war auch ein anderer plötzlich aus dem Gesichtskreis seiner spottsüchtigen Mitbürger verschwunden. Der alt-Nachtwächter Dysli hatte es für ratsam gefunden, für einige Zeit seine Geschäftsreisen mit der Schwefelholzhutte am Rücken schon frühmorgens so weit in die Landschaft hinaus auszudehnen, dass er nicht wohl vor dem Einnachten wieder nach Hause zurückkommen konnte.

Die Mühlemann Babe hatte endlich ihre Ruhe im Grabe.

Pünktlich zur Zeit, in der Enderli entlassen werden sollte, sass Graf von Stettenbach auf der niedrigen Sandsteinmauer der kleinen erhöhten Terrasse vor dem Pfistereigebäude im Schlosshof an der warmen Septembersonne. Er hatte der Versuchung nicht widerstehen können, dem Weggang des frechen Schlingels, nur so wie ganz zufällig, beizuwohnen, um ihm im wohligen Gefühl der Genugtuung über die so prompt gelungene Ueberführung noch eins mit auf den Weg zu geben. Etwas ungeduldig, aber ganz unauffällig, blickte er

ab und zu nach dem hintern Schlosshof, wo der Gefängniswärter jeden Augenblick mit dem Dachdecker erscheinen konnte. Auch Frau Blaser schien dem Weggang des Zürchers mit Spannung entgegenzusehen. Einen Garnknäuel im Schoss, strickte sie auf dem Bänklein vor ihrer Wohnung an einem riesigen Strumpf, während ihre kleineren Kinder in der Ecke der Terrasse an einem Haufen nassgemachten Sandes herumbauten. Drüben im Stallhöflein striegelte und bürstete der Bursche des Schultheissen seine zwei weissgestiefelten Rappen.

Endlich ertönten von der Halle des Gefängnisgebäudes her laute Stimmen, und gleich darauf trat Enderli in den Hof hinaus. Er war sichtlich bleicher und magerer geworden. Hinter ihm erschien der Gefängniswärter mit einem grossen Schlüsselbund in der Hand. Giftig rief er dem Gesellen nach: „So, fahr ab, du Fötzel, und lass dich nicht wieder blicken!"

„Schönen Dank für die freundlichen Abschiedsworte", erwiderte der Dachdecker lachend, „und Dank sei dir auch für die gute Beherbergung. Das Nest war zwar voller Flöhe und Wanzen und der Frass miserabel; aber deine Schuld wird's ja kaum sein. Wenn du einmal hinunterkommst ins Städtchen, dann such' mich auf. Ich trinke am Abend gern mit dir eine gute Flasche auf unsere Freundschaft hin!"

„Mach jetzt nur, dass du fortkommst, du Lump, verdammter! Ich mag dich nicht mehr sehen und bin froh, dass ich dich nicht noch länger füttern muss. Meine gebrochenen Knochen und den lahmen Scheichen da werde ich dir nicht so bald vergessen. Du wirst deine Heiligen noch erleben, wenn du mir wieder einmal in die Hände läufst!"

„Nur nicht so rachsüchtig sein, Gevatter Blaser," lachte der Geselle zurück. „'Aug' um Auge, Zahn um Zahn,' sagten die vom Alten Testament. Der Herr Jesus Christus aber lehret uns in der Bergpredigt: 'Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, tut wohl denen, die euch hassen'. - Du siehst, ich habe ausser dem täglichen Flohnen und Lausen nicht umsonst vier Wochen lang Theologie studiert und die dicke, alte Bibel mit den kleinen Helgeli, die du mir vom Herrn Provisor gebracht hast, dreimal von vorne bis hinten ausgelesen. - Gott befohlen, Alter, und nichts für ungut wegen der gebrochenen Knochen, die ja jetzt wieder schön zusammenwachsen!"

Blaser blieb fluchend stehen, während der Geselle eilig dem Tor zustrebte. Im Weiterschreiten bemerkte Enderli, wie sich oben auf der Terrasse Graf Stettenbach langsam von der Mauer erhob und mit einem etwas höhnischen, triumphierenden Lachen zu ihm hinunterblickte. Der Dachdecker tat, als ob er ihn nicht sähe und wollte eben mit gesenktem Kopf vorübergehen, da rief ihn der Oberst plötzlich an.

„Na, Enderli, jetzt wär's endlich soweit, gelt! Es hat etwas lange gedauert, was? Hoffentlich werden wir nicht genötigt sein, noch ein drittes Mal über dir zu Gerichte zu sitzen!"
Scheinbar überrascht blickte der Geselle empor, aber ohne zu zaudern erwiderte er: „Herr Oberist, 'Richtet nicht, auf dass ihr nicht gerichtet werdet', sagt der Herr im Matthäusevangelium. Und in den Sprüchen Salamonis stehet geschrieben: 'Freue dich des Falles deines Feindes nicht; und dein Herz sei nicht froh über sein Unglück'. Und weiter stehet in den Sprüchen geschrieben, wie ihr wisst: 'Schlägt man den Spötter, so wird der Unverständige witzig; straft man einen Verständigen, so wird er vernünftig'. Was mich betrifft, so bin ich gewitzigt und vernünftig geworden in den vier Wochen, in denen ich Zeit hatte, über mich selber und über die Welt nachzudenken. Ihr werdet nicht mehr nötig haben, mich noch einmal zu richten!"
Damit schob der Dachdecker seine Kappe, nachlässig grüssend, in den Nacken und eilte dem offenen Tor zu. Unter dem hohen Gewölbe des Mittelbaues stiess er unversehens einen freudigen Jauchzer aus. Weiter unten hörte man ihn singen: 'Im Aargäu sind zwei Liebi'.
Wie auf den Mund geschlagen, blickte Stettenbach dem Gesellen nach, bis dieser hinter der krummen Gartenmauer verschwunden war. Als er sich umwendete, wäre er fast mit Frau Blaser zusammengeprallt, die lachend hinter ihm stand und sich nun schleunigst zurückzog. „Na, so was!" murmelte der Graf entrüstet und humpelte an seinem Stecken davon.

15

Andächtig lauschte die dichtgedrängte Menge den eindringlichen, gelegentlich etwas pathetisch klingenden Worten des greisen Dekans; denn er predigte gewaltig und schonungslos über seinen Text aus dem Buche Hesekiel: 'Ich will euch ein neu Herz und einen neuen Geist in euch geben und will das steinerne Herz aus eurem Fleisch wegnehmen und euch ein fleischern Herz geben'. Aus dem Chor und aus den Kapellen hallte die markige Stimme zurück in die mächtigen Schiffe der alten Kirche, deren strenge gotische Architektur das helle Licht des schönen Sonntagmorgens in allen Einzelheiten zur vollen Geltung brachte. Hinter dem prachtvoll gemeisselten, das Chor vom Mittelschiff trennenden Lettner warf die Sonne durch die hohen Spitzbogenfenster einen bunten, in allen Farben leuchtenden Teppich über den marmornen Altar und über den uralten Taufstein bis hinüber zu den im Fussboden eingelassenen, mit Wappen gezierten Grabplatten.

In der linken Hälfte der Kirche sassen die Frauen und Töchter, in der rechten die Männer und Jünglinge, alle streng nach Rang und Stand gesetzt, vorn die Angehörigen der vornehmsten Familien, dann die behäbigen, alteingesessenen Bürgersleute, weiter hinten bis unter die Empore die Hintersässen und das dienende Volk. Die beiden Kapellen auf der Südseite füllten die Mitglieder des Zweiunddreissigerrates und alle die vielen Beamten der Stadt und der burgdorfischen Vogteien, während die Herren vom Kleinen Rat und die verschiedenen städtischen Vögte ihre mit bunten Wappentäfelchen gekennzeichneten Plätze in den hohen, kunstvoll geschnitzten Wandstühlen des linken Seitenschiffes gegenüber der Kanzel eingenommen hatten. Auf den Ehrenplätzen der erhöhten Wandstuhlestrade sassen der Schultheiss, die Schultheissin, Graf von Stettenbach und der Venner Kupferschmid. Links und rechts neben ihnen reihten sich in ihren gepuderten Allongeperücken die übrigen sonntäglich herausgeputzten höchsten Würdenträger der Stadt an. Auf der äussersten Linken, durch zwei leere Stühle von den übrigen getrennt, hatte sich der Ratsherr und Kornverwalter Johann Jakob von Ergeuw niedergelassen. Mit weisem Bedacht schien er ausgerechnet diesen sonst von allen gemiedenen Stuhl, von dem aus eine mächtige Säule den Ausblick auf die Kanzel verwehrte, für sich ausgelesen zu haben. Das dreifache Kinn tief in die weissen Spitzen seines Jabots vergraben, die Ellenbogen auf die hohen Stuhllehnen gestützt und sich mit den Händen Stirn und Augen verdeckend, schien er in tiefe Andacht versunken zu sein; doch ein leises Schnarchen verriet seinem nächsten Nachbarn, dem Oberspitalvogt Trechsel, dass ihn die Verheissungen des alten Hesekiel, den er im übrigen durchaus für einen ganz braven Mann hielt, auf die Länge nicht zu fesseln vermocht hatten.

Auch Graf von Stettenbach schien auf die Dauer nicht mehr so recht bei der Sache zu sein und öfters seinen eigenen Gedanken statt denen des Geistlichen nachzuhängen. Den Kopf an die Wand gelehnt, betrachtete er eine Weile interessiert die hohe, mit kunstvoll geschnitzten, farbigen Friesen gezierte hölzerne Flachdecke des Mittelschiffes. Von dieser glitt sein Blick langsam hinüber zu den vier steinernen Evangelisten im gotischen Masswerk des Lettners, um sich schliesslich wieder etwas gelangweilt der grossen Menge der andächtig Lauschenden zuzuwenden. Aber auf einmal neigte er sich rasch nach vorn, blickte mit stechenden Augen hinüber zu den Frauen und schlug sich dann überrascht mit der Hand auf den Oberschenkel. Heftig fing es an, um sein rechtes Auge zu zucken. Hatte er recht gesehen? Kein Zweifel, dort drüben sass mitten unter ehrbaren Bürgerinnen in sehr eleganter Toilette die Jungfer Julie Bondeli aus Bern, die ihm drüben in der Hauptstadt vor einigen Jahren einmal vorgestellt worden war. Eine gute Stunde hatte er damals in äusserst

anregendem Gespräch mit ihr verplaudert. Ihr lebhaftes Temperament, ihr durchdringender Verstand, der faszinierende Geist und die aussergewöhnliche Belesenheit, die sie an den Tag gelegt, hatten ihn vom ersten Augenblick an gefesselt. Und als sie sich endlich voneinander verabschiedet, hatte er sich ganz beschämt gestehen müssen, dass dieses kaum mehr als zwanzigjährige Schweizermädchen die zeitgenössischen deutschen und französischen Dichter und Philosophen, von denen nicht wenige mit ihr in eifrigem Briefwechsel standen, weit besser kenne als er. Stettenbach wusste, dass sie als Tochter des früheren Schultheissen Bondeli in Burgdorf aufgewachsen und die ganz aussergewöhnlich begabte Schülerin des Dekans Gruner gewesen war. Offenbar war sie heute von Bern herübergekommen, um ihre Freundinnen und namentlich ihren so sehr verehrten und geliebten alten Lehrer zu besuchen.
Ganz emotioniert von dem unerwarteten Wiedersehen lehnte sich Stettenbach wieder an die Wand des dunkelbraunen Renaissancegestühls zurück und schaute gedankenverloren zum predigenden Geistlichen hinüber. Da fiel sein überraschter Blick zufällig auf die Schar der unter der Kanzel sitzenden Konfirmandinnen, von denen zwei ihn unverwandt anstarrten und offensichtlich das Lachen verbissen. Aergerlich über das freche Benehmen der beiden halbwüchsigen Mädchen warf er ihnen mit gerunzelter Stirne und zuckender Wange einen zornigen Blick zu. Schnell senkten die Mädchen ihre Köpfe, aber es entging dem Obersten nicht, dass ein verhaltenes Lachen ihre Körper schüttelte. Kaum hatten sie sich wieder einigermassen beherrscht und scheinbar andächtig dem Prediger zugehört, so wendeten sie ihre Blicke neuerdings verstohlen nach dem nun noch heftiger zwinkernden Grafen hinüber, um sofort, ein unbezwingliches Lachen krampfhaft verbeissend, ihre Köpfe wieder zu senken. Auf sie aufmerksam geworden, blickten jetzt auch andere der jungen Mädchen neugierig nach den Wandstühlen hinüber, stiessen einander mit den Ellenbogen an, um nachher mit leise pfupfendem Kichern sich vornüberzuneigen. Nach und nach wurde man in den Bänken der zunächst sitzenden Erwachsenen auf das ungehörige Benehmen der Mädchen aufmerksam. Unwillige und verweisende Blicke richteten sich auf sie. Pfarrer Gruner hatte zufälligerweise den Grund der Heiterkeit seiner Konfirmandinnen bemerkt, doch nicht die anfängliche Ursache des gräflichen Augenzwinkerns. Dank seiner in den vielen Jahrzehnten stets eifrig gepflegten und erprobten Homiletik liess er sich aber durch die widerwärtige Störung nicht aus dem Konzept bringen. Nur ab und zu ertönte zwischen zwei Sätzen sein leise warnendes „Bst". Einen Augenblick lang schaute er unwillig zum Grafen hinüber, den er in seinem verhaltenen Aerger durchaus für fähig hielt, mit Absicht in so frevler Weise den Gottesdienst stören zu wollen; aber das Pfupfen unter den Mädchen, die sich

doch alle Mühe gaben, nicht zu zeigen, wie ihr unbezwingliches heimliches Lachen sie schüttelte, hörte erst auf, als der bärbeissige Sigrist Schwarzwald leise auf den Fusspitzen seinen Wandstuhl an der südlichen Seitentüre verliess und sich auf die vorderste Bank mitten zwischen die Mädchen setzte.
Endlich ertönte das 'Amen'. Es wirkte wie ein kräftig unter die Predigt gesetzter Schlusstrich. Sichtlich erleichtert atmete die Schar der Konfirmandinnen auf. Ein Hüsteln, Räuspern und Schneuzen ging durch die ganze Kirche. Aus zusammengesunkenen Stellungen richtete man sich auf den Bänken wieder empor. Aufgeschreckt durch das plötzliche Schweigen des Pfarrers blickte der Kornverwalter schlaftrunken um sich und fing dann umständlich an, sich mit seinem riesigen Taschentuch die Nase zu schneuzen, dass es in der ganzen Kirche widerhallte und tönte wie das Schmettern einer verspäteten Posaune von Jericho.
Nach einer kleinen Unterbrechung ging der Geistliche über zur Verlesung des Dekalogs. Gewichtig und scharf betonte er alle zehn Gebote, indem er nach jedem eine kurze Pause einschaltete, die zum Nachdenken zwang und drohend wie eine ernste Warnung wirkte. Währenddessen hörte man, wie oben auf der Nebenempore über der Sakristei die Bälge des alten Positivs getreten wurden. Dann sang die Gemeinde einstimmig und schleppend, immer einen Ton nachhinkend, den 130. Psalm zur Begleitung des etwas verstimmten und hart tönenden Instruments, zu dessen Klängen bereits die Urgrosseltern der meisten Anwesenden ihre Psalmen und Lieder gesungen hatten. Schon unzählige Male war vom Schulmeister Stähli, dem alten Organisten, den städtischen Behörden die Anregung gemacht worden, man möchte endlich an Stelle des alten, ausgedienten Kastens, auf dem er unmöglich Bachsche Musik spielen könne, von einem tüchtigen Meister eine neue moderne Orgel bauen lassen. Aber noch immer war er zu seinem Aerger und Leidwesen mit der stets gleichbleibenden Begründung abgewiesen worden, eine moderne Orgel koste zu viel Geld, das alte, heimelige Positiv tue seinen Dienst sicher noch lange; anderwärts singe man ja immer noch zu den Posaunen.
Sobald die Melodie der letzten Strophe verklungen war, erhob sich Pfarrer Gruner wieder von seinem Sitz und verlas, diesmal in gänzlich verändertem, geschäftsmässigem Ton, eine neue Verordnung des Kleinen Rates über das Holz-, Laub- und Harzsammeln in den burgerlichen Wäldern und über den Weidgang der Geissen von Hintersässen im Emmeschachen. Dann entfaltete er ein Stücklein Papier und brachte der neugierig aufhorchenden Gemeinde zur Kenntnis: „Es haben einander die heilige Ehe versprochen und werden heute zum ersten Mal verkündet: Johann Jakob Heggi, der Tischmachergeselle, und Bethli Lyoth, beide von hier; ferner Joseph Enderli, der Dachdeck aus Männedorf im Zürichbiet, und Babette Engel aus Twann."

Ein plötzliches Raunen und Tuscheln erhob sich. Höchlichst überrascht blickten sich die Kirchgänger an. Viele Köpfe wendeten sich neugierig nach den hintersten Bänken unter der Hauptempore, wo, zunächst dem Hauptportal, die neuverkündeten Brautpaare zu sitzen pflegten. Aus den Bänken der Konfirmandinnen liess sich wieder ein leises Pfupfen und Kichern hören. Die jungen Mädchen, die Stettenbach nicht mehr aus den Augen liessen, hatten soeben bemerkt, wie der Oberst, starr vor Ueberraschung, auf der rechten Gesichtshälfte wiederum heftig zwinkerte. Mit gerunzelter Stirne und langgestrecktem Hals spähte er unverwandt zu den Bänken beim Hauptausgang hinüber. Er sah nicht, wie sich neben ihm auch das Schultheissenpaar höchst betroffen und fragend anblickte, und wie die Schultheissin sich plötzlich rasch vornüber neigen musste, um ihr heimliches Lachen zu verbergen. Jetzt begriffen sie endlich, warum die Babette Engel schon vor mehreren Wochen, noch während der Dachdecker im Gefängnis sass, eines Nachts samt ihrem Trögli spurlos aus dem Schloss verschwunden war. Später hatte es geheissen, sie befinde sich jetzt als Küchenmädchen im Gasthof zum 'Weissen Kreuz' in Kirchberg im Dienst, während andere behaupteten, sie habe im 'Bären' in Alchenflüh eine neue Stelle als Zimmermädchen gefunden. Enttäuscht und verärgert hatte es die Schultheissin unterlassen, weitere Nachforschungen nach ihr anzustellen, umso mehr, als ihr rasch aus der Stadt ein anderes Dienstmädchen, das Kätheli Dür, die zehnte Tochter eines Spinnradmachers, als Ersatz angeboten worden war.

Der Dekan machte der stummen Aufregung seiner Gemeinde ein rasches Ende, indem er sie zum Beten aufforderte. Wie auf Kommando erhob sich die ganze Gemeinde. Während des Vaterunsers ertönte noch einmal ein kicherndes Lachen aus der Schar der Konfirmanden, gerade als der Geistliche die Worte sprach 'wie auch wir unsern Schuldigen vergeben'. Diese neue frivole Störung wurde dem Pfarrer nun doch zuviel. Seine Stimme erhebend, rief er daher die nächste Bitte 'Und führe uns nicht in Versuchung' mit besonderem Nachdruck, räusperte sich energisch und blickte mit drohend gerunzelter Stirne hinüber zum Grafen. Aber Stettenbach stand mit gesenktem Kopf und gefalteten Händen, wie in tiefe Andacht versunken, hinter der Schranke der Wandstuhlestrade und schien sich durchaus keiner Verfehlung bewusst zu sein. Mit ausgestreckten Armen erteilte der Geistliche endlich der Gemeinde seinen Segen. Von der Empore herab ertönte machtvoll und jubelnd, aber etwas schreiend, ein Händelscher Hymnus durch die stark widerhallende Kirche. Respektvoll wartete alles stehend, während die Schultheissin würdevoll in ihrer von schwerer Seide rauschenden Krinoline dem Hauptausgang zustrebte. Stürler folgte ihr auf dem Fuss. Aus einer der Kapellen schloss sich ihnen der

Magister Wagner mit seinen zwei Zöglingen an. Nach ihnen verliessen die Honoratioren, alle wieder nach Rang und Stand, ihre Plätze, bis endlich auch das übrige Volk sich langsam den verschiedenen Ausgängen zuwendete. Hinter den Erwachsenen drängten und stiessen sich ungeduldig die Buben und Mädchen.

Seines lahmen Beines wegen wartete Stettenbach, wie gewohnt, bis zuletzt. Als er, sich auf seinen Stock stützend, langsam in den leeren Mittelgang einbog, warf er einen verstohlenen Blick zur Kanzel hinauf. Der Dekan, der wie im Gebet versunken vornübergeneigt auf seinem Platze sass, schien ihn nicht zu bemerken. In der Vorhalle unter dem Turm zog der Sigrist noch einige Augenblicke am Seil der Predigtglocke; dann hängte er es an einen Mauerhaken und eilte geschäftig neben dem Grafen vorbei in die Kirche zurück, in der die Orgel plötzlich verstummte.

Vor dem offenen Kirchenportal wurde Stettenbach von Johannes und dem im sonntäglichen Zivil steckenden Landjäger Tschanz mit der herrschaftlichen Sänfte erwartet. Zuvorkommend öffnete Tschanz dem Obersten das Fenstertürchen; aber dieser blieb kopfschüttelnd neben der Sänfte stehen. Er schien auf den Pfarrer warten zu wollen. Missmutig glitt sein Blick über die alten Gräber des Kirchhofs, auf denen fast nur noch Gras wuchs, und von welchen der Sigrist erst gestern das letzte Emd für seine drei Schafe eingeheimst hatte. Drüben beim Pfarrhaus stand Julie Bondeli oben auf der überdachten Eingangstreppe in eifrigem Gespräch mit der ehrwürdigen, weisshaarigen Haushälterin des Dekans. Auch sie schien auf Gruner zu warten.

In seinem langen, schwarzen Talar, die Bibel und das Psalmenbuch unter dem Arm, trat endlich der greise Geistliche aus der Vorhalle der Kirche. Ein leises Zittern bewegte kaum merklich das glattrasierte Gesicht und die langen, weissen Haare, die einen seltsamen Kontrast bildeten zu den tiefschwarzen, lebhaften Augen, aus denen noch immer das Feuer der Jugend zu sprühen schien. Sein energisches Kinn vergrub sich tief in die weissen Bäffchen, deren gestärkte Spitzen das leise Zittern des Kopfes mitmachten. Flüchtig seinen Hut lüftend, wendete sich Stettenbach an den Pfarrer.

„Verzeihung, Herr Dekan! Ich habe da vorhin eine Neuigkeit vernehmen müssen, die mich aufs höchste überrascht hat. Die Babette Engel hat uns zwar schmählich im Stiche gelassen, aber immerhin, es wird doch nicht euer Ernst sein, das sonst so nette und adrette Mädel mit diesem hergelaufenen Halunken und Radaubruder trauen zu wollen!“

„Permettez, Monsieur le Comte! Ein hergelaufener Halunke und Radaubruder soll der Enderli sein? Das sind höchst deplacierte und ungerechte Titulationen, die der Dachdecker entschieden nicht verdient. Er steht hier seit

fünf Jahren in Dienst, war stets ein eifriger Predigt- und Abendmahlbesucher und hat nie zu den geringsten Klagen Anlass gegeben, bis er aus verwerflicher Rache über eine, wie er sagt, ganz grundlose Gefängnisstrafe diesen dummen Streich mit dem nächtlichen Läuten begangen hat. Der Herr Provisor Stähli und ich haben ihn wiederholt im Gefängnis aufgesucht, und wir können beide übereinstimmend feststellen, dass wir an ihm nur Freude erlebten. Statt eines verstockten Sünders, wie wir erwarteten, fanden wir einen eifrig nach dem Wort Gottes suchenden Christen, der mit Genuss und Verständnis die heilige Schrift las und seine im jugendlichen Uebermut begangene Dummheit aufrichtig bereute. Als reumütiger Sünder hat er seine Strafe gebüsst, und er verdient es, dass man ihm seinen Fehltritt verzeiht und ihn wieder als achtbares Glied in die christliche Gemeinde aufnimmt. Zu lieben, nicht zu hassen, ist der Herr in die Welt gekommen, dem ein reuiger Sünder mehr wert war als zehn Gerechte; und in seinem Sinne müssen auch wir, die wir insgesamt sündige Menschen sind, unsern Mitmenschen ihre Fehltritte in Liebe vergeben und verzeihn. Ueber den Text 'Ich will das steinerne Herz wegnehmen aus eurem Leibe und euch ein fleischern Herz geben' habe ich vorhin fast eine Stunde lang gepredigt. Wenn ihr es nicht bemerkt haben solltet, Herr Graf, so bitte ich sehr, Hesekiel 11. 18 zu Hause noch einmal nachzulesen. - Es wird übrigens nachgerade Zeit, dass sich die beiden endlich heiraten, sonst riskieren sie am Ende, dass sie noch vor der Heirat zur Taufe hieher kommen müssen. - Und noch etwas, Herr Graf, da wir gerade daran sind. Ein andermal bitte ich sehr, meine Konfirmandinnen in der Predigt nicht wieder zum Lachen zu bringen und dadurch in höchst frivoler Weise den Gottesdienst zu stören. Serviteur, Monsieur le Comte!"

Damit liess der Geistliche den Obersten stehen und betrat den zwischen den verfallenen Gräbern nach dem Pfarrhaus hinüberführenden Fussweg. Julie Bondeli winkte ihm von der Treppe herab freudig mit der Hand zu und lief ihm eilig bis zum Türchen in der Kirchhofmauer entgegen.

Bleich, wie auf den Mund geschlagen, blickte Stettenbach dem Pfarrer mit stechenden Augen nach. „Na, soo was!" murmelte er endlich tonlos, zog seinen Degen aus der Taschenöffnung und warf ihn zornig in die Sänfte, dass der alte Kasten dumpf aufpolterte. Die beiden Träger, die bisher stumme Zuhörer des Gesprächs gewesen waren, machten sich geschäftig an ihren Tragstangen zu schaffen und hatten sichtlich Mühe, das Lachen zu verbergen.

In diesem Augenblick kamen von der Kirchturmecke her der Enderli Sepp und seine Braut über den Platz geschritten. Hand in Hand, ein verlegenes Lächeln auf den Gesichtern, zogen sie, stumm grüssend, vorüber nach der andern Seite der Kirche. Auf der Wange des Grafen fing es wieder an, heftig

zu zucken; giftig folgten seine Blicke dem jungen Paar. Nach wenigen Schritten blieb der Dachdecker plötzlich stehen und schlug sich mit der Faust vor den Kopf. „Halt, Babette", hörte man ihn halblaut zu seiner Braut sagen, „da fällt mir grad ein, wir könnten doch den Herrn Grafen als Trauzeugen zur Hochzeit bitten!"

„Nein, nein, Sepp", lachte das Mädchen übermütig auf, indem es seinen Bräutigam an der Hand vorwärtszog. „Der Herr Oberist hat mir schon vor langem versprochen, meinem ersten Buben bei der Taufe zu Gevatter zu stehen. Die Gelegenheit, sein Versprechen einzulösen, wird sich ihm ja bald bieten. Aber weisst du, Anton muss der Bub dann heissen, Toni, grad wie der Herr Graf!"

Lachend bog das Brautpaar um die Kirchturmecke. Sprachlos vor Wut blickte ihm Stettenbach nach. Endlich zischte er zwischen zusammengepressten Zähnen hervor: „Na, sooo was!"